P.o.germ.
1528
C/4

P. o. germ.
1528 c/4

<36603762750016

<36603762750016

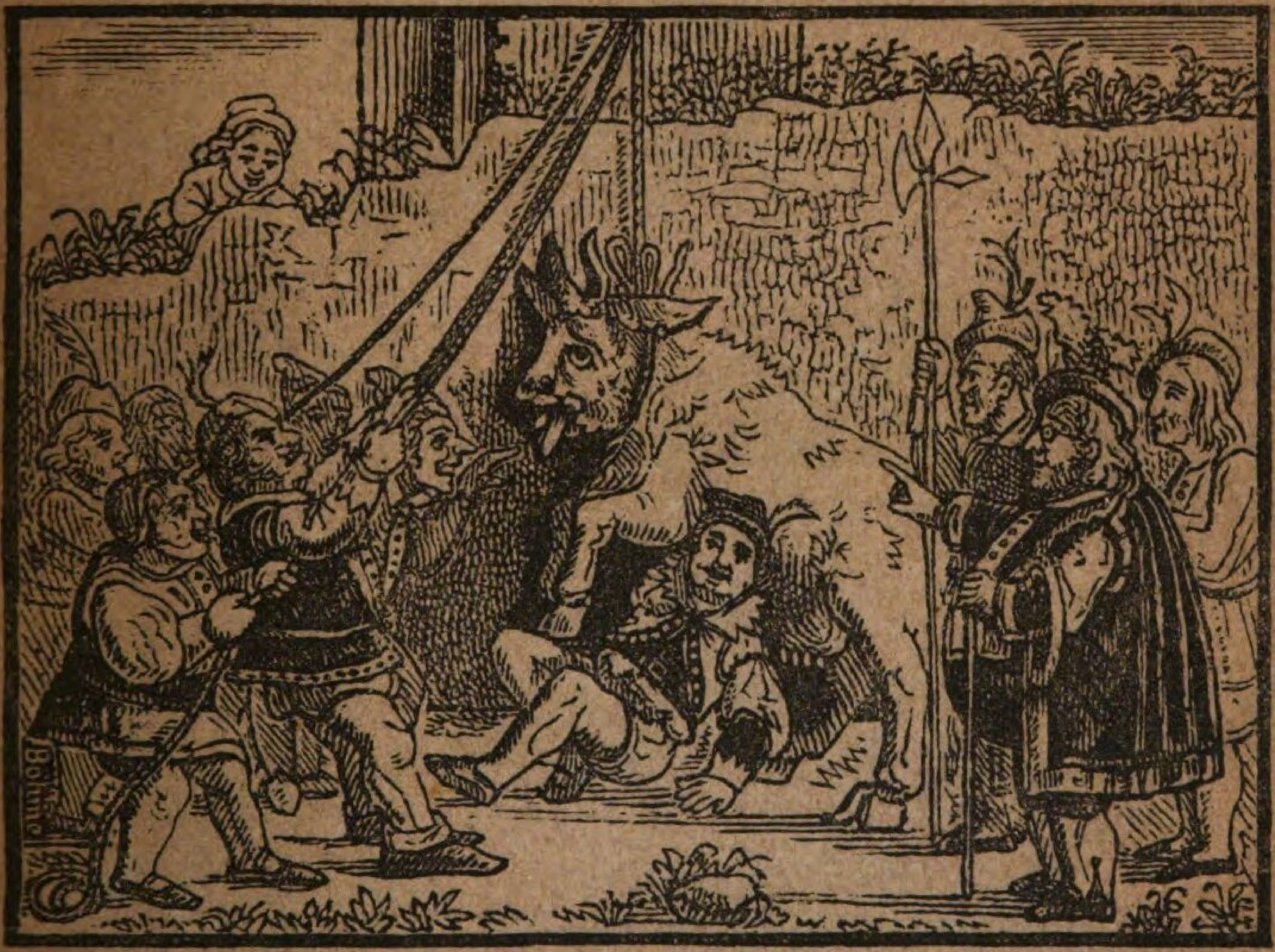
Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 1528 c (4 Volksbücher

Volksbücher.

4.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Der

Schildbürger

wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten.

Leipzig, 1838. Bei Otto Wigand.

= Sto. 28.7.42

351 A

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Schildbürger

wunderseltsame, abentheuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten.

Vorrede an den Leser oder der Schildbürger erster Theil.

Nicht ohne Grund mag man sich verwundern, warum die hier vorliegende Historie von den berühmten Schildbürgern bis jetzt so lange unbekannt geblieben ist, da doch sonst nichts verborgen zu bleiben pflegt, was es etwa Denkwürdiges aufzuzeichnen gibt. Wer trägt aber die Schuld von dieser Nachlässigkeit? Nicht die Schildbürger selbst, denn diese haben wegen ihrer überaus wichtigen Geschäfte und wegen ihres tiefen Nachdenkens an das Schreiben und Aufzeichnen aller ihren Thaten keinesweges denken können. Mit Hilfe ihres scharfen Verstandes haben sie jegliche Arbeit, um nur mit dem Vielen, was sie vorhatten, fertig werden zu können, ungemein kurz und vortheilhaft auszurichten gewußt. Nicht mit Buchstaben, sondern mit andern tiefbedeutungsvollen Zeichen, stellten sie die Thaten ihrer Altvordern auf deren Grabsteinen dar. Sie verfertigten aber diese Grabsteine aus Lehm und zeichneten die Thaten ihrer

Väter mit den Fingern in dieselben, woraus man denn allerdings auf die Schärfe ihres Verstandes einen Schluß machen kann, denn hätten sie nicht mit ihren zarten Fingerlein den Lehm bearbeitet, so lange er noch weich war, so würden sie nachmals mit dem harten Steine gar viel Arbeit und Noth gehabt haben um die Zeichen auf ihn einzutragen. Ueberdieß waren aber auch die Schildbürger nicht so schwachen Gedächtnißes und hinfälligen Verstandes, wie Mancher von uns; sondern was ein Schildbürger von seinen Kindeskindern erzählen gehört, das konnte er noch etliche hundert Jahre hernach seinen Vorfahren Wort für Wort also genau erzählen, als ob er es schon vor Erschaffung der Welt gehört hätte. Demnach haben die Schildbürger ihre Sachen so heimlich gehalten, daß Niemand auf der Welt sie hat von ihnen erfahren können. Endlich aber hat der König von Nirgendsland, auch ein gar scharfsinniger Herr, von den Schildbürgern geträumet und alsbald drei seiner vornehmsten Räthe, von denen der eine ein Schleifer, der zweite ein Hechselschneider und der dritte ein Schlottfeger war, vor sich kommen lassen. Diesen dreien nun befahl der König auszuziehen durch aller Herren Länder, bekannte und unbekannte, und nicht eher zu rasten, bis daß sie drei Andere fänden, die an Höhe nud Breite des Verstandes ihnen gleichen würden. So gingen denn jene drei ohne Weiteres fort und nahmen ein Jeglicher sein Handwerkzeug auf den Rücken. Nach langen Reisen geschah es, daß sie endlich nach Schildburg hinter Utopia in kalekutischen Landen kamen. Wie sie nun hier einwanderten, da war es eben daran, daß der Schultheiß oder Bürgermeister, Namens Seufried Lödel, mit den Rathsherren zu Rathe ging. Es waren aber noch nicht alle versammelt, und darum setzte der Bürgermeister, welcher sonst die Schweine der Gemeinde gehüthet hatte, sein Sauhorn an den Mund und bließ in seinem Unmuth also, daß er ganz schwarz im Gesicht ward. Die Rathsherren aber ver-

standen den Ruf und liefen so eilig herbei, daß sie sich fast zu Tode gelaufen hätten. Daran hatte der Bürgermeister ein Wohlgefallen, warf sich in die Brust und sprach: „Also muß man Euch Herrn herbeirufen, Ihr Flegel!“ Um dieselbe Zeit aber fuhren die Schweine aus, welche der Bürgermeister, derweil er Rathes pflegte, von seinem Vize-Sauhirten regieren ließ. Da nun die Schweine an dem Rathhause vorübergingen, rieben sie sich an demselben, daß es von unten bis oben erschüttert ward. Die versammelten Herren waren nicht wenig bestürzt, bedenkend, das Rathhaus könne von solcher Erschütterung zusammenstürzen; aber der Bürgermeister befahl alsbald, daß sich an jede der Ecken des Hauses ein Theil der Rathsherren stelle. Diese nun haben mit ihren Hüten in Ermangelung von Stecken die Schweine abgehalten, daß sie sich nicht am Rathhause rieben und gemeinem Wesen keinen Schaden fügten *). Die Schweine nun gingen vorüber und darnach die Rathsherren zu Rathe. Da aber das Rathhaus keine Stiege hatte, so stand des Bürgermeisters Knecht allbereits oben und ließ ein Seil herunter, daran ein starker Knebel befestigt war. Auf diesen Knebel setzte sich ein Rathsherr nach dem andern und wurde von dem Knecht an einer Rolle hinaufgewunden. Als Solches die fremden Abgesandten gewahrten, standen sie offnen Mundes und vergaßen denselben wieder zuzumachen, denn sie wunderten sich über alle Maßen,

---

*) Es ist nicht zu verwundern, wenn die Schildbürger, nachdem ihr Bürgermeister also durch seinen schnellen und weisen Befehl zur Zeit der Noth das Rathhaus und damit das Vaterland gerettet, einmüthig beschloßen haben, daß er fortan den Titel eines „Vaters des Vaterlandes“ führen, auch einen Ehrenkranz tragen solle. Da nun in ihrem Lande keine Lorbeern wuchsen, so nahmen sie des edlen Salzkrautes, welches bei ihnen in hohen Ehren gehalten wurde, jetzt aber Nessel genannt wird, flochten daraus einen Kranz und setzten ihn ihrem Bürgermeister auf das Haupt. Der aber, rieb sich die Stirn, vergoß Thränen der Rührung und rief: „Ei wie heiß brennet die Stirn des Siegers unter dem Kranze der Unsterblichkeit.“

wie weislich Alles geordnet sei. Nun meinten sie ihres Gleichen gefunden zu haben. Doch, damit sie zuvor etwas von Jener Weisheit erlernten, ehe sie den Bürgermeister anredeten, sind sie erst auf den Kirchhof gegangen und haben allda die Grabsteine besehen. Sie sahen die zierliche Arbeit auf denselben und entdeckten auch nach langem Nachdenken, daß auf eines Jeden Grabstein kürzlich verzeichnet war, worin derselbe sich ausgezeichnet habe. Wo eine Mistgabel eingezeichnet war, da lag einer, der sich auf Mist wohl verstanden hatte u. s. w. Hierauf haben sich die Abgesandten zum Rathhaus verfügt und Audienz bei dem Bürgermeister begehrt; welche ihnen nach langem Bedenken unterthäniglich vergönnt worden. Also sind sie nach einander auf den Knebel gesetzt und hinaufgezogen worden. Der Schleifer führte das Wort und sprach nach vielen Reverenzen: „Wir drei Gesandten, ich, kunstreicher Messer-, Scheeren-, Beil-Schleifer mit meinem runden Schleifstein, und mein Gesell, hinten aufgerückter und vorn niedergebückter Stroh- oder Hechselschneider, sammt dem auch hochmögenden und unverzagten Schlottfeger, kommen aus fernen Landen zu Euch, Herr Seufried, der sein Säuhorn stark blasen kann, und der seine Säugeißel schwang von Aufgang zu Niedergang, unter und zwischen den Säufisten —“ Als er aber weiter reden wollte, überwog ihn der Schleifstein, daß er hinter sich zurück hinabfiel und that einen so harten Fall, daß er des Redens vergaß. Als er sich aber wiederum ein wenig ermuntert, baten ihn die Schildbürger, er möge in seiner angefangenen Rede fortfahren. Er aber konnte sich nicht regen; da merkten sie, daß er eine Rippe entzwei gefallen hätte. Deßwegen fanden sie geschwind einen Rath, wie ihm möchte geholfen werden, knebelten ihn wiederum hinauf und ließen ihn dann noch einmal herunterfallen: also fiel er die Rippe wiederum zu rechte. Da ermahnten sie ihn abermals, er solle in seiner Rede fortfahren. Er aber antwortete: „Ach:

sie ist mir in solchem Schrecken entfallen!" Da liefen sie Alle heim und holten Schaufeln, Hacken, Karste, und Alles, was sie von Werkzeugen hatten, und fingen an zu graben an dem Orte, da der Schleifer gefallen war, auf daß sie seine Rede, die ihm entfallen war, wieder finden möchten. Nachdem sie aber viele Klaftern tief gegraben, haben sie doch nichts gefunden. Es that ihnen wehe, daß sie umsonst sollten gearbeitet haben, da fiel ihnen in ihrer Klugheit zur rechten Zeit ein, daß man das Loch zu etwas anderem brauchen könnte und beschloßen nach emsiger Berechnung einen Brunen aus dem Loche zu machen. Da sie aber nicht wissen konnten, wie tief der Brunnen werden würde, haben sie eine Stange über das Loch gelegt, daran hat sich ein Rathsherr mit beiden Händen angehängt, an desselben Fuß hat sich ein anderer gehängt, und so fort immer Einer an des Andern Fuß. Als es aber endlich dem obersten zu schwer werden wollte, rief er den an seinen Beinen Hängenden zu: „Ihr lieben Nachbarn, haltet Euch fest, ich muß einmal in die Hände spucken!" Damit ließ er die Stange fahren, so daß Alle über einen Haufen fielen. Daraus mag man entnehmen, daß

auch kluge Leute einmal fehlen können. Endlich hielten sie auch Rath; wo sie mit der ausgegrabenen Erde hinsollten? Und nach langem Umfragen hat einer den Rath gegeben, man solle ein Loch machen und die Erde hinein führen. Die Andern haben einander angesehen und der Sache etwas weiter nachgedacht; endlich hat einer angefangen: „Wo sollen wir aber hin mit dem Erdhaufen, welchen wir aus dem neuen Loche graben werden?“ „Ei, antwortete der erste, seid Ihr nicht große Narren! Man muß das Loch so groß machen, daß beide Erdhaufen hineingehen.“ Da dies die drei Abgesandten hörten, wollten sie nicht länger allda verharren, sondern sind ganz schamroth wiederum davon gezogen; denn sie sahen wohl, daß sie mit ihrem Verstand viel zu gering wären gegen solche Leute. Sie sind also wiederum zu ihrem Könige gekommen und haben ihm Bericht erstattet, was sie in kalekutischen Landen vernommen, beides, aus Hörensagen, und dann aus Nachsinnen mit ihrem breiten Verstande. Auch haben sie verheißen, sie wollten noch einmal hinziehen, um mehr zu erkunden, zuvor aber Sorge tragen, daß sie mehr Verstand mit sich brächten, um der Schildbürger Weisheit recht würdigen zu können.

Der Schildbürger zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Vom Ursprunge, Herkommen und Namen der Schildbürger.

Es haben die Alten vor viel hundert Jahren diesen herrlichen Spruch, welcher auch noch zu diesen unsern Zeiten als wahrhaft sich erweiset, gehabt und gesprochen:

Wie Mann und Weib geartet sind,
So ist gemeinlich auch das Kind:
Sind sie mit Tugenden begabt,
An Kindern ihr deßgleichen habt.
Kein guter Baum gibt böse Frucht,
Der Mutter nach schlägt gern die Zucht.
Hat auch der Adler, hoch von Muth,
Furchtsame Tauben je gebrut't?
Doch merk mich recht, merk mich mit Fleiß:
Was man nicht wäscht, wird selten weiß.

Eben Dieses kann von den Schildbürgern, welche hinter Utopia in dem Königreiche Kalekut wohnten, mit großem Ruhm und gutem Fug gesagt werden. Denn auch sie waren in ihrer lieben Voraltern Fußtapfen getreten und mit nichten abgewichen: bis sie die große Noth, die kein Gesetz kennt, sowie die Erhaltung und Förderung des lieben Vaterlands und gemeinen Nutzens, dem man alle Treue voraus zu leisten schuldig, genöthigt hat, einen andern Weg einzuschlagen, wie Dessen sogleich Meldung gethan werden soll.

Leider sind die Chroniken und Geschichtsbücher der berühmten Schildbürger bei dem großen Brande, der ihren Ort betroffen, mit untergegangen. Wenn wir jedoch demjenigen Glauben beimessen, was die Sage von ihnen berichtet, (welches nicht allzeit leer und nichtig, sondern gemeinlich wo nicht ganz, doch zum Theil wahr ist) so werden wir finden, daß ihre ersten Voraltern aus Griechenland gekommen sind, und von den weltberühmten weisen Meistern abstammten, durch welches denn, laut oben gemeldeten Spruches, auch ihre edle Art und hohe Weisheit hinlänglich bestätigt wird. Da nun bekannt genug ist, daß die Griechen gegen ihres Landes Wohlthäter und so zu sagen Väter des Vaterlandes sich meistens undankbar erzeiget, so daß sie dieselben des Landes verwiesen, wo nicht gar getödtet haben, so kann man leichtlich entnehmen,

daß auch auf ähnliche Weise der Stammvater der Schildbürger habe ins Elend wandern müssen. Daß selbiger nicht der Schlechtesten einer gewesen, dafür leget zumeist das von ihm hinterlassene Werk Zeugniß ab, denn an den Schildbürgern, seinen Kindern, hat es sich bezeuget, was der oben angeführte Spruch besagt und auch in dem Sprichwort enthalten ist: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Die Schildbürger schlugen ihrem Vater nach an Weisheit und Verstand. Weiter aber sagt auch ein Sprichwort: Schaden macht klug, und eine Katze, die sich einmal gebrannt, scheuet das Feuer; und so haben denn die Schildbürger in ihrer Weisheit sich wohl vorgesehen, daß sie nicht abermal des Landes und der Heimath dadurch verlustig gingen, daß sie für anderer Leute Nutzen sich aufopferten, wie solches Alles der günstige Leser im Folgenden ersehen wird.

Zweites Kapitel.

Von der Schildbürger großer Weisheit und hohem Verstande; wie sie daher von Fürsten und Herrn viel von Hause abgefodert und beschickt wurden, aber daheim in Schaden geriethen.

Da der Schildbürger Vater ein so hoch berühmter und weiser Mann gewesen, so läßt sich leicht ermessen, daß er seinen Kindern auch eine vortreffliche Zucht und Erziehung gegeben haben werde. Solche Erziehung hat in ihrer eigenen Natur einen gar guten Grund und Boden gefunden, und also ist es denn gekommen, daß die Schildbürger mit allen Gaben und Tugenden, vornämlich mit Weisheit, auf das äußerste und höchste also begabet und gezieret, ja überschüttet wurden, daß ihnen damalen in der Welt, so groß und weit dieselbe auch ist, Niemand vorzusetzen oder vielmehr zu vergleichen gewesen ist. Denn die weisen Leute waren zu derselben Zeit gar sparsam und nicht so

gemein, wie sie jetzt unter uns sind, da Jeder weise sein und für klug gehalten werden will. Der Ruhm und das Lob von der Schildbürger hohem Verstand und vortrefflicher Weisheit erscholl bald durch alle Lande und ward Fürsten und Herren bekannt; wie denn ein so herrliches Licht sich nicht leicht verbergen läßt, sondern allzeit hervorleuchtet und seine Strahlen von sich wirft. Demnach geschah es denn, daß oftmals aus ferngelegenen Orten, von Kaisern, Königen, Fürsten, Herren und Städten stattliche Botschaften zu den Schildbürgern abgefertigt wurden, um bei ihrer Weisheit in zweifelhaften Sachen Rathes zu erholen. Man fand auch immer, daß die treuen Rathschläge, so sie gegeben, nie ohne besonderen Nutzen verblieben, wenn man dieselben befolgte und ihnen nachlebte. Solches brachte ihnen erst rechtes Lob und schaffte ihnen einen großen Namen durch die ganze Welt. Oefters wurden sie auch reich beschenkt und geehrt, mit Gold, Silber, Edelsteinen und andern köstlichen Sachen und Kleinodien, denn die Weisheit ward damals weit höher geschätzet, als jetzt, wo die Narren hervorgezogen und obenan, oder auch gar allein an der Herren Tafeln gesetzt, die Weisen aber gering geschätzt, wo nicht gar verachtet und verstoßen werden. Jene köstlichen Gaben schätzten aber die Schildbürger als weise und verständige Leute gering, indem sie meinten, daß die Weisheit mit keinem Gut noch Gelde zu bezahlen sei, weil sie das andere Alles um so viel übertreffe, als die helle, lichte Sonne mit ihrer Klarheit den Mond, der erst durch sie sein Licht empfängt, übertrifft.

Der Höchst' nach Gott der Weise ist.
Dem Gut gebricht zu keiner Frist;
Ist reich, frei, schön und wird geehrt,
Trotz einem König, der's ihm wehrt.

Endlich kam es soweit, daß von Fürsten und Herren, die ihrer auf keine Weise entrathen konnten, jeder begehrte, der Schild-

bürger einen selber persönlich bei sich am Hofe und an der Tafel zu haben, damit ihm derselbe täglich und in allen Dingen mit seinem Rathe beistehen möge, und so aus ihm wie aus einem Brunnen der Weisheit geschöpft werden könne. Darin handelten die Fürsten sehr klug, denn, was mag einem Fürsten wohl mehr zur Zier und Ehre gereichen als die Weisheit, das herrlichste Gut, dessen der Mensch im Leben theilhaft werden kann. Die Gesellschaft der Weisen ist Jedermann Nutz, den Fürsten aber um so mehr, je höher sie gestellt sind.

Es wurde nun bald Dieser bald Jener von den Schildbürgern beschickt und in ferne Länder gefordert und da zu selbiger Zeit noch nicht, wie jetzt, Hunderte auf ein Amt, ihre Weisheit anzubringen, in Hunger und Elend warteten, so kam es in kurzer Zeit dahin, daß fast Keiner mehr daheim war, sondern Alle von Haus abwesend waren. So mußten denn die Weiber an der Männer Statt stehen und für sie Alles verwesen und versehen, den Feldbau, das Vieh und Anderes, das sonsten einem Manne zustehet. Wiewohl nun Solches die Weiber nicht eben ungern thun mochten, in der Hoffnung, dadurch das Hausregiment zu erhalten, so geschah es doch auch damals, wie es noch heut zu geschehen pflegt: daß Weiber-Arbeit und Gewinn gegen den, so die Männer arbeiten und gewinnen, sehr gering ist. Solches dienet aber den Weibern keineswegs zur Verachtung, sondern dienet nur dazu, daß man einen Unterschied mache zwischen dem, was der Männer und was dei Weiber Geschäft ist. Alle Männer der Welt könnten zusammen nicht ein Kindlein gebären, sie müßten es denn etwa ausbrüten, wie Jener, der sich auf einen Käse setzte, um ein Kalb auszubrüten; aber auch gar viele Weiber würden nöthig sein, um eine Festung zu erobern. — Als die Schildbürgerinnen ihrer Männer Geschäfte versahen, ward das Feld nur schlecht bebaut, und di Früchte des Feldes fingen an abzunehmen, denn des Herrn Fußtritte,

welche allein den Acker recht düngen, wurden nicht gespürt. Das Vieh, welches sonst durch des Herrn Auge recht fett wird, ward mager, verwildet und unnütz; alles Werkzeug und Geschirre wurde wandelbar, nichts verbessert und ersetzt, und was das Aergste war, das Gesinde, Kinder, Knechte und Mägde wurden ungehorsam und wollten nicht Gutes mehr thun, denn sie wollten selbst Herr sein an der Auswärtigen Stelle.

Des Herren Tritt den Acker düngt,
Des Herren Aug' das Vieh verjüngt;
Des Herren Gegenwärtigkeit
Hält in Gehorsam Knecht und Maid:
Wo nicht der Herr kommt selber hin,
Ist schlecht gewißlich der Gewinn.

Die Schildbürger also, welche in guter Meinung Jedermann mit ihrer Weisheit nützlich zu sein bemüht waren, nicht um Goldes willen, sondern wegen der gemeinen Wohlfahrt, geriethen dadurch selbst in verderblichen Schaden und es ging ihnen nicht anders, denn Jenen, von denen es heißt:

Wer Andrer Händel scheidet,
Am ersten Schaden leidet.
Getreuer Dienst bringt bösen Lohn,
Undank, sonst nichts, trägt man davon.

Drittes Kapitel.

Wie die Weiber zu Schilda Rath fassen, ihre Männer wiederum heim zu fordern, und deßhalb ein Schreiben an sie abgehen lassen.

Der Mann kann nicht ohne das Weib sein, das Weib nicht ohne den Mann. Denn, wo kein Mann ist, da ist auch kein Herr; wo kein Herr ist, da ist auch keine Furcht; wo keine Furcht ist, da thut Jedes, was es will; wo Jedes thut, was es will, da folgt selten Eines des Andern Rath; wo Keins dem Andern folget, da wird selten etwas Rechtes draus. Es muß ja allzeit

Eines dem Andern die Hand reichen und ihm die Arbeit abnehmen, damit sie gefördert werde, wie wir solches an den großen Fabriken und Werkstätten ersehen können, die einzig auf solche Weise so viele und vortreffliche Dinge zu Stande bringen. Andererseits, wo kein Weib ist, da hat der Mann keine Hauswirthschaft; wo aber keine Hauswirthschaft ist, da taugt auch nirgends die Staatswirthschaft.

Wo ein Mann ist, aber kein Weib,
Daselbst ist ein Haupt ohne Leib:
Und wo ein Weib ist ohne Mann,
Da ist der Leib, kein Haupt daran.

Daher, weil Keines ohne das Andere etwas Ganzes und Rechtes ist und Eins ohne das Andere nicht bestehen kann, geschieht es, daß Mann und Weib einander begehren und suchen und beisammen wohnen, obschon nicht Alle einträglich bei einander bleiben mögen. Solches Alles sahen die Weiber der Schildbürger allmählig, je mehr sie in Schaden kamen, ein, und kam daher die ganze weibliche Gemeinde, welche indessen das Regiment führen und die Aemter verwalten mußte, zusammen, den gemeinen Nutzen und desselben Wohlstand und Wohlfahrt zu beherzigen und dem ferneren Schaden zu steuern und zu wahren, daß ihrer Güter und Gewerbe Abgang, ja ihrer Aller endliches Verderben und Untergang abgewehret und verhütet werde. Nach langem Bedenken und vielem Geschwätz wurden sie endlich einig, daß sie ihre Männer wieder abfordern und heimberufen wollten. Solche Raths-Erkenntniß ins Werk zu richten, ließen sie folgendermaßen einen Brief stellen und schreiben und schickten denselbigen an alle Orte und Enden, wo sie wußten, daß ihre Männer waren:

„Wir, die ganze weibliche Gemeinde zu Schildburg, entbieten Euch, unsern getreuen, herzlieben Ehemännern, sämmtlich und sonderlich unsern Gruß, und fügen hiermit zu wissen,

demnach (Gott Lob und Dank) unser ganzes Geschlecht mit höchster Weisheit und Verstand solchermaßen begabet und vor Andern gesegnet, daß auch weitgelegene Fürsten und Herren solche nicht allein zu hören, sondern auch derselbigen sich in vorfallenden Geschäften zu bedienen sonderliches Begehren tragen und deßhalb Euch Alle zu sich von Haus und Hofe, von Weibern und Kindern abfordern und hernach lange Zeit bei sich behalten; da denn zu besorgen, daß sie Euch irgend mit Gaben und Verheissungen also bestricken, daß Ihr gar nicht mehr abkommen könnet, sondern in der Fremde, fern von Haus und Hof, fern von uns und Euren lieben Kindern, fern von allem, was Euch lieb ist und angenehm, Euer Leben zubringen und beschließen müsset; inzwischen aber unsern Sachen zu Hause weder gerathen noch geholfen ist, dieweil alle Ding in Abgang gerathen, das Feld, aus welchem wir unsre Nahrung haben, aus Mangel des Bauens verderbt, das Vieh verwildert, das Gesinde ungehorsam wird, die Kinder muthwillig werden; daß wir anderen Ungemaches, so aus Eurem Abwesen entsteht, als welches Ihr nach Eurer Weisheit und hohem Verstande selbst erachten könnet, geschweigen, und auch dessen nicht gedenken, daß unser Geschlecht der Schildbürger, welches nun so viele Jahre lang gewähret, dadurch in Abgang kommet und aus Verwilderung der Hauswirthschaften zuletzt ganz ab- und untergehet: Also haben wir, in Betrachtung dieser und anderer Ursachen, nicht können unterlassen, wie wir denn auch zu thun schuldig, Euch hiermit Eures Berufs und Amts zu erinnern und wiederum heim zu mahnen."

„Welches dann Ihr um soviel desto mehr und eher annehmen und thun werdet, in Betrachtung und Zu-Herzen-Führung, wie sogar unbilligerweise wir armen Weiber von Euch, die Ihr uns, nach Eurem Zusagen und Versprechen, Treue und Glauben zu halten und zu leisten schuldig und verbunden, nunmehr eine lange

Zeit so ganz verlassen gewesen, gleichsam als hätten wir mit einander nichts jemalen weder zu schicken noch zu schaffen gehabt, die wir doch Euer eigen Fleisch und Blut unter unsern Herzen getragen haben. Fürwahr, das Glück ist kugelig und wandelbar, verkehrt sich bald. Habt Ihr nie gehört diesen alten Spruch?"

„Jungfrauen Lieb und Rosenblätter,
Der Herren Gunst, Aprillenwetter,
falsch Würfel und ein Kartenspiel
Verkehren sich bald, wers glauben will."

„Vermeinet Ihr, daß der Fürsten und Herren Gunst beständig und allzeit gegen Euch gleich werde geneiget sein! Die alten Hunde, wenn sie sich mit Jagen abgearbeitet und ausgedienet haben, pflegt der Jäger an den nächsten Baum aufzuhenken und belohnet so ihre treuen Dienste. Wie viel besser und nützlicher, ja rühmlicher und löblicher wäre es Euch, wenn Ihr daheim zu Haus, Eure eignen Sachen und Händel wahrend und wartend, in guter Freiheit, Ruhm und Frieden lebtet, der Früchte Eurer Güter genösset und Euch mit Euern Weibern und Kindern, Freunden und Verwandten erfreutet, nicht besorgend, daß Jemand Euch von solcher Freiheit, die höher als alles Gold und Geld zu schätzen, dränge und verstoße! Und obschon gewiß ist, daß man fremden Leuten dienen und helfen soll und muß, so könnet Ihr solches wohl thun und dennoch zu Hause und bei den Euren bleiben. Wer Euer bedarf, der wird Euch wohl suchen und finden, oder es thut ihm nicht sonderlich noth."

„Solches Alles werdet Ihr, liebe Männer, viel besser betrachten und erwägen, als wir es schreiben wollen: daß nämlich die Sachen vorbemeldetermaßen beschaffen, ja daß noch viel mehr wichtige und dringende Ursachen, deren wir allhier geschweigen, Euch zur Heimkehr bewegen und treiben sollen. Hiermit wollen wir, daß dieser Brief beschlossen sei, in Hoffnung, diese unsre Erinnerung und Ermahnung werde von Euch so aufge-

nommen werden, daß Ihr Euch alsobald unv unverzüglich aufmachen und heimkehren werdet. Beschlossen und gegeben zu Schilda, mit Eurem Siegel, welches Euch und mit nichten uns Weibern zu verwahren stünde, versiegelt und verwahret auf Jahr und Tag &c."

Viertes Kapitel.

Wie die Männer nach empfangenem Schreiben wieder heimkehren, und wie sie von ihren Weibern empfangen werden.

Sobald den Männern das gemeldete Schreiben behändigt worden und sie dasselbe gelesen hatten, ward ihnen alsobald ihr Herz gerührt, also, daß sie in sich schlugen, und in Betracht, daß dem so sei, wie die Weiber geschrieben, heimzukehren beschlossen. Darum begehrten sie alsbald von ihren Herren einen gnädigen Urlaub, der ihnen denn auch, wiewohl ungern, in Gnaden ertheilet wurde. Doch mußten sie versprechen, wenn man ferner ihrer Weisheit bedürfen würde, mit selbiger zu Dienst sein zu wollen. Also kamen die Schildbürger, nachdem sie lange genug ausgewesen, wiederum heim, reichlich und wohl begabt mit Geld und Gut, so sie von Fürsten und Herren für ihre treuen Dienste erhalten hatten. Sie fanden aber bei ihrer Wiederkunft solche Verwirrung und Unordnung in allen Sachen, daß sie sich, wie weise sie auch waren, nicht genug verwundern konnten: wie während der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit sich so Vieles hätte verkehren können. Aber Rom, so in vielen Jahren kaum gebauet worden, kann wohl in einem Tage gebrochen und zerstöret werden! — Dei Schildbürger Weiber empfingen ihre Männer verschieden, jenachdem sie geartet waren, einige ganz freundlich und liebreich, wie es einem guten Weibe gar wohl ansteht, andere aber mit Zetern, Geschrei und Vorwürfen, wie solches letztere denn leider in unsern Zeiten immer mehr in Gebrauch gekommen, obschon es den Weibern keinerlei Vortheil

bringt, indem sie ihre Männer damit nur unwillig und widerwärtig gegen sich machen. Es wurde aber zu Schilda ein allgemeines Freudenfest angestellt, zu welchem Männer und Frauen zusammen kamen, und die Männer mußten von ihren Frauen, die sich gar klug und weise zu sein dünkten, nachdem sie den Männern ihr Recht bewiesen, mancherlei Vermahnung hören: daß sie mit Fleiß und Eifer gut machen möchten, was sie daheim versäumet hätten, welches sie denn auch getreulich zu thun versprachen. Auf Solches traten die Schildbürger zusammen, Rath zu fassen: Was doch zu thun sei, damit sie von auswärtigen Herren nicht fernerhin, wie bisher, gefordert und abberufen würden, sondern bei dem Ihren ruhig bleiben und demselbigen in allem Frieden vorstehen könnten? Da es aber damalen schon spät am Tage und der Handel sehr wichtig war, beschlossen sie, daß man künftigen Tages zusammen kommen, von den Sachen ernstlich handeln und was zu thun wäre, endlich beschließen solle. Also gingen die Schildbürger, nachdem sie mit weisen Reden, welche süßer und lieblicher, als Honig sind, und bei einer Mahlzeit schöner als Gold und Silber stehen, deßgleichen auch mit Speise und Trank, (aber nicht mehr als nöthig, denn die Weisen übernehmen sich nicht im Essen und Trinken, wie die Thoren), sich genügsamlich ergötzt hatten, ein jeder in sein Haus und begab sich wer nicht länger wachen wollte, zu Bett, so gut er es fand.

Fünftes Kapitel.

Wie die weisen Schildbürger Rath hielten und sich eine närrische Weise anzunehmen endlich entschlossen.

Folgenden Tages verfügten sich die weisen Herren, Rath zu halten, unter die Linden, denn daselbst pflegten sie sich allzeit zu versammeln und Gemeinde zu halten, so oft solches

gemeine Nothdurft erforderte und es Sommer war. Im Winter aber war Rathhaus und Wirthshaus Ein Haus und der Sitz hinterm Ofen der Richterstuhl. Als sich nun der Schultheiß mit seinen Geschworenen zu Gericht niedergesetzt hatten, verrichteten sie in kurzer Zeit viele streitige und spännige Sachen, die sich in Zeit ihrer Abwesenheit angesponnen hatten. Nachdem das Gericht aufgestanden, wurden die von der Gemeinde auch dazu genommen und der Haupthandel, darum sie gemeinlich zusammen berufen worden, solchergestalt vorgelegt: Welcher Rath zu fassen sei, damit sie nicht mehr also von Hause abgefordert würden, sondern bei dem Ihren bleiben und desselben warten könnten? — Als besonnene Männer hielten sie vorerst den Schaden, der ihnen aus ihrer Abwesenheit erwachsen, gegen den Nutzen, den sie von ausländischen Herren, welchen sie gedient, empfangen, und befanden, daß der Nutzen den Schaden beiweitem nicht könnte verbessern und ersetzen. Darum ward eine Umfrage gethan: Welchen Rath ein Jeglicher zu geben vermöge? Da hätte einer hören sollen die weisen und hochverständigen Rathschläge, so wegen vorgelegter Frage von allen Seiten her fielen und klüglich vorgebracht wurden. Etliche meinten: man solle sich fremder Herren eben gar nicht mehr annehmen, sich ihrer Gemeinschaft abthun und entschlagen, um wichtiger Ursachen willen, welche dieses Orts anzuführen, viel zu weitläufig. Andere achteten: besser wäre, daß man sich wohl ihrer nicht ganz und gar auf einmal entschlüge und abthäte, sondern man sollte ihnen so schlechtlich antworten und so kalte Rathschläge geben, daß sie von selbst abständen und sie unbesucht und unbekümmert ließen. Andere riethen anders, aber allzeit fand sich ein Umstand, welcher sich einwenden ließ, und einen endlichen Beschluß zu fassen verhinderte. Letztlich trat ein alter Schildbürger auf, der brachte sein Bedenken folgenden Inhalts vor: Sintemal ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einige Ursache

wäre, um welcher willen sie von Hause abgefordert und beschickt würden, woraus ihnen dann viel Schaden in ihrem Hauswesen erwüchse, so dünke ihm klärlich sich heraus zu stellen, daß, so wie die Weisheit sie bisher beschädigt, Gegentheils die Thorheit oder Narrheit sie beschirmen würde, wider die, so sie bis dahin von Hause abgefordert hätten. Wie man sie zuvor ihrer Weisheit halber abgefordert hätte; also würde man sie der Thorheit wegen daheim lassen. Deßwegen sei seine Meinung, daß sie Alle einfältiglich, Niemand ausgeschlossen, weder Weiber, noch Kinder, noch Junge, noch Alte, die allerwunderbar-narrseltsam-abentheuerlichsten Possen anfangen und reißen sollten, so immer möglich zu ersinnen und zu erdenken, und was einem Jeden Närrisches zu Sinn käme, das sollte er thun. Dabei würde ihnen aber ihre Weisheit selbst gar wohl zu Statten kommen. Denn man spreche ja gemeinlich: wenn es darum zu thun sei, daß einer einen Narren spielen solle, etwa in einer Komödie, so sei keiner tauglicher es zu thun, als eben der Weiseste und Geschickteste. „Es ist ja nicht eine geringe Kunst, einen Narren recht spielen und vorstellen können. Wohl oft geschieht, daß, wer solches unternimmt, aber die rechten Kniffe nicht weiß, gar wirklich zum Thoren wird und ein Narr bleibt sein Lebelang, weil der Kukuk behält seinen Gesang, die Glocke ihren Klang, und der Krebs seinen Gang.“ Solcher Rath und Meinung ward von allen Schildbürgern mit höchstem Fleiß und Ernst erwäget und deßhalb manche Umfrage gethan. Denn weil der Handel sehr wichtig und schwer, und ihrer Aller Heil und Wohlfahrt daran gelegen war, so wollten sie sich auf keine Weise in ihrem Beschluß übereilen. Nachdem aber befunden worden, daß aus jenem Rath ihnen nichts Nachtheiliges erwachsen könne, so ward mit einhelligem Urtheil erkannt und beschlossen, solcher Meinung in allen ihren Artikeln und Punkten aufs ernstfleißigste nachzusetzen und dieselbe aufs erste ins Werk zu richten. — Hiermit

ging die Gemeinde von einander, nachdem sie noch die Abrede genommen hatten, daß ein Jeder sich besinnen sollte, was fürs erste zu thun wäre, oder bei welchem Zipfel man die Narrenkappe ergreifen sollte.

Sechstes Kapitel.

Wie die Schildbürger Rathes einig wurden, ein neues Rathhaus zu bauen und was sich damit begeben hat.

Als hernach folgenden Tages abermals die Gemeinde zusammenberufen und Rath gehalten wurde, was sie ihrer Thorheit für einen löblichen, namhaften Anfang geben wollten, ward mancherlei Rath angehört und gebilligt, abgestimmt und beschlossen: Demnach sie nun ferner ein ander Regiment, Weben und Leben an sich zu nehmen und zu bestellen bedacht und gesonnen wären, so sollte man zu einem guten glückhaften Anfang erstlich ein neues Rathhaus, so ihre Narrheit ertragen und leiden könnte, mit gemeiner Hülfe und Kosten bauen und aufrichten. — Die Schildbürger wußten gar wohl, daß solcher ihr Rathschluß noch eben kein sonderliches Zeichen ihrer neuerrichteten Narrheit sei, doch gedachten sie die Narrheit klüglich nicht mit einmal zu Hauf, sondern nach und nach herzulassen, vermeinten auch, wie der alte Poet sagt:

Seht, es kreist der Berg, o Graus,
Er gebähret — eine Maus!

also werde ihre hocherhabene Weisheit, je größer sie sich anstelle, desto eher das Mäuslein der Narrheit glücklich zur Welt bringen. — Als nun Alles abgeredet und geordnet war, so zu einem solchen wichtigen Werk nothwendiglich erfordert wird, befand sich's, daß eben nichts fehlte den Bau frisch zu beginnen, als ein Pfeifer oder Geiger, der mit seinem lieblichen Gesang und Klang Holz und Steine gelocket hätte, daß sie selber her-

beigelaufen wären und sich fein ordentlich, wie zu einem solchen Bau nothwendig, auf einander gelegt hätten. Wie denn bei den alten Scribenten gelesen wird von dem Orpheus: daß, wann er auf seiner Harfe gespielet, so seien ihm, seinen lieblichen Gesang zu hören, nicht nur die Vögel und wilden Thiere, sondern auch die Bäume und ganze Wälder, ja ganze Berge nachgezogen; sogar große Wasserflüsse habe er beweget, daß sie still gestanden, ihm zugehöret und sich an seinem Gesang ergötzet und erquicket hätten. Dergleichen lieset man auch vom Amphion: derselbe hat mit dem lieblichen Klange seiner Harfe zu wege gebracht, daß ihm die Steine nachgezogen sind, sich fein ordentlich auf einander gefügt und so die Ringmauer der Stadt Theben in Böotia zu Stande gebracht haben. Solchen Geiger oder Spielmann wünschten sich die Schildbürger, ließen auch deßwegen einen Aufruf ergehen und stellten Versuche an, konnten aber keinen finden, und entschlossen sich also nothgedrungen, selbst gemeinschaftlich Hand ans Werk zu legen.

Siebentes Kapitel.

Wie die Schildbürger das Bauholz zu ihrem neuen Rathhaus fällen, und es mit großer Arbeit über den Berg und wieder hinauf bringen.

Da der Schildbürger Weisheit nur allgemach wie ein Licht ausgehen sollte, so waren sie noch so klug, daß sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müsse, ehe man einen Bau anfangen könne. Rechte Narren würden ohne Holz, Stein, Kalk und Sand zu bauen unternommen haben. Die Schildbürger aber zogen sämmtlich und einmüthiglich mit einander in das Holz, das jenseit des Berges in einem Thale lag und fingen an das Bauholz zu fällen und in Balken zuzurichten nach ihres Baumeisters Rath und Angabe. Nach-

dem nun die Balken fertig waren, wünschten sie allzumal, daß sie eine Armbrust hätten, auf der sie es könnten heimschießen, der Meinung, sie würden durch solches Mittel unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben werden. Aber,

Der Hätt- ich und der Wollt- ich,
Deßgleichen auch der Sollt- ich,
Sind Brüder gewesen alle;
Gewannen doch nichts zumale;
Hätt- ich und Wollt- ich wenig hatten,
Weil Sollt- ichs Brüder gar nichts thaten.

Darum mußten die Schildbürger die Arbeit selber verrichten und machten sich hinter die großen Bauhölzer und brachten sie mit saurer Arbeit zuletzt den Berg herauf und jenseit alle bis auf Eines wieder hinab. Auch dieses letzte brachten sie den Berg herauf, und auf der andern Seite hinunter. Als sie aber in Mitten des abschüssigen Berges sind, entgeht ihnen der Baum, daß sie ihn nicht mehr halten können und fängt an selber fein allgemach den Berg hinab zu laufen, bis er zu den andern Hölzern hinkömmt, wo er stille liegt, wie ein anderer Stock. Solchem Verstand dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zum Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. — „Nun sind wir Alle, sprach ein Schildbürger, ja große Narren, daß wir so große Mühe und Arbeit gehabt, ehe wir die Bäume den Berg hinab gebracht: und ist unser Keiner so witzig gewesen, daß er gedacht hätte, diese Bäume könnten selber besser hinab gehen, denn wir sie hinab schleifen und tragen. Aber mit unserm selbsteignen Schaden müssen wir Narren klug werden.“— „Diesem (sagte ein anderer Schildbürger) ist Raths zu schaffen und zu helfen, ehe eine blinde Katze ein Auge aufthut. Wer sie hinab gebracht, kann sie auch wieder herauf bringen. Nun wohlan, lasset uns Hand ans Werk legen und die Hölzer alle wieder den Berg herauf tragen, damit sie selber hinunter gehen kön-

nen und wir es alsdann leichter und zugleich unsre Lust haben.“ Solcher Rath gefiel ihnen allen über die Maßen wohl und sie freuten sich, daß sie von ihrer angelegten Thorheit und angenommenen Narrheit eine so treffliche erste Probe ablegen konnten. Darum machten sie sich wieder an die Hölzer, thaten den Rücken dahinter; und hatten sie zuvor, als sie solche den Berg hinab gebracht, unsägliche Mühe und unglaubliche Arbeit gehabt, so hatte sie solche jetzt gewißlich dreifach mehr, ehe sie die Stämme wieder hinauf brachten; denn schon zuvor hatten sie sich also abgearbeitet und abgemattet, daß sie kaum mehr vermochten. Aber mit Heben, Lüpfen, Schieben, Treiben, Stoßen, Rollen, Walzen, Schleifen, Tragen, Schürgen, Rutschen, Ziehe, Zerren, Kehren, Stellen, Stemmen, Winden und Wenden, vor sich, hinter sich, über sich, unter sich, rechts und inks, in die Breite, in die Länge, in die Höhe, brachten

sie endlich doch die Hölzer wieder zu oberst auf den Berg; ohne das Eine nicht, welches sie nur halb hinauf zogen, weil es schon zuvor halb hinabgelaufen war. Nachdem sie aber eine Weile verschnaufet, ließen sie die Bauhölzer den Berg fein allgemach hinab rollen, je eines nach dem andern, und standen selbst oben, sahen zu und ließen es sich wohlgefallen. Hiemit wurde ihr Herz und Muth zufrieden gesetzt, und das erste Muster oder Probestück ihrer Narrheit gegeben. Welcher Ursache halber, weil es ihnen das erstemal so wohl gelungen, sie ganz fröhlich heim zogen, ins Wirthshaus gingen und, weil sie ein gemeines Werk gethan, auch auf gemeine Unkosten wacker aßen und tranken. Denn

Nur der soll das gemeine Gut
 Verzehren, der's Gemein-Werk thut.
Wo aber solch Gut wird verzehrt
 Von denen, die es nicht gemehrt,
Vielminder helfen es erhalten,
 Wie sollt' da nicht all's Unglück walten?

Achtes Kapitel.

Wie die Schildbürger ihr Rathhaus aufgeführt und die Fenster vergessen haben.

Nachdem das Bauholz erst gehörig gezimmert worden, auch Steine, Sand, Kalk und was sonst zum Bauen erforderlich, vorhanden war, fingen die Schildbürger ihren Bau einhelliglich mit großem Eifer an. In wenigen Tagen waren auch die drei Hauptmauern (denn sie wollten etwas Besonderes und das Haus dreieckig haben) aus dem Grunde geführet und vollendet. An Einer Seite hatten sie ein großes Thor gelassen, um das Heu hinein zu führen, welches Gemeingut war und welches sie daher gemeinsam zu vertrinken pflegten. Darauf machten sie sich an das

Dach, welches nach des Baues dreien Ecken abgetheilt wurde, setzten den Stuhl desselben auf seine Mauern und vermeinten hiemit das ganze Werk bis auf das Decken vollendet zu haben. Abermals also war ein gemeines Werk vollbracht und gingen sie daher wieder in das Wirthshaus, auf gemeine Kosten einen guten Trunk zu thun. Das Dach vermeinten sie nächsten Tages zu decken und damit wieder ein Gemein-Werk und nachher ein Gemein-Essen zu verrichten. — Als nun des folgenden Tages mit der Glocke das Zeichen gegeben worden, kamen sie wieder zusammen, stiegen auf den Dachstuhl und fingen an, das Rathhaus einzudecken. Zu solchem Werk stunden sie Alle nach einander: Etliche zu oberst auf dem Dache, Andere weiter hinab auf den Latten; Etliche zu oberst auf der Leiter, Andere weiter hinunter; Etliche auf der Erde zunächst an der Leiter, Andere weiter von ihnen, und also fort bis zum Ziegelhaufen, welcher eines guten Steinwurfes weit vom Rathhaus gewesen. Solchergestalt ging jeder Ziegel durch aller Schildbürger Hände, vom ersten, der ihn aufhub, bis zum letzten, der ihn erst auf seine Statt legte, damit ein Dach daraus würde. Damit sie sich aber in der Arbeit nicht übernähmen, hatten sie Anordnung getroffen, daß zu gewisser Stunde die Glocke geläutet wurde, zum Zeichen des Abzuges von dem Werke und des Einzuges ins Wirthshaus. Deßhalb als der, so der nächste beim Ziegelhaufen war, den ersten Glockenschlag gehört hatte, ließ er den Ziegel, den er schon aufgehoben, wieder fallen, und — laufest du nicht, so gewinnest du nichts! — dem Wirthshaus zu! Deßgleichen thaten auch die andern Alle, bis auf den letzten; liefen Alle einander nach, wie die Schneegänse, wenn sie fliegen, damit sich keiner etwa um einen Trunk versäumte. Da geschah es, daß die, so zum letzten ans Werk gekommen waren, die ersten im Wirthshaus und die obersten hinterm Tisch wurden. Dieselben waren so auch wieder die

letzten, wenn es wieder an die Arbeit ging; denn da sie zu oberst am Tische saßen, so konnten sie nicht hervor, bis daß die unten sitzenden fort waren. — Nach vollendetem Werk wollten die Schildbürger in ihr Rathhaus gehen, dasselbige in aller Narren Ehre einzuweihen, und dann zu versuchen, wie es sich das erstemal würde darinnen rathen lassen. Aber als sie in aller Ehrbarkeit eingetreten waren, — ei, schau, guck, sieh, lug, — da war es ganz und gar finster, und so finster, daß Einer den Andern kaum hören konnte. Da erschracken die Schildbürger gar über die Maßen und sannen lange und ernstlich nach, was sie doch etwa am Baue möchten versehen haben. Sie gingen zu ihrem Heuthor wieder hinaus, zu besehen, wo der Mangel wäre; befunden aber die drei Mauern ganz und das Dach fein ordentlich darauf stehen, also, daß draußen, wo Licht genug war, nichts mangelte. Sie gingen aber auch wieder hinein, auch inwendig zu besehen, wo doch der Mangel wäre, und konnten hier noch viel weniger einen solchen entdecken wegen Mangel des Lichts. Was sage ich nun viel? Die Ursache war ihnen unbekannt, konnten selbige nicht finden, noch errathen, wie sehr sie auch ihre närrischen Köpfe darob zerbrachen. Darum sie in großen Aengsten stunden und zur Förderung der Sachen einen gemeinen Rathstag anschlugen.

Neuntes Kapitel.

Wie die Schildbürger rathschlagen, das Licht in ihr Rathhaus zu tragen.

Als nun der bestimmte Rathstag gekommen, erschienen die Schildbürger fleißig, also, daß Keiner ausblieb und setzten sich. Es hat aber Jeder einen angezündeten Lichtspahn mit sich gebracht und denselben, nachdem er sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finstern Rathhaus einander sähen

und der Bürgermeister einem Jeden in der Umfrage Namen und Titel geben könnte. Da nun die gemeine Umfrage gethan wurde, wurden vielerlei Meinungen vorgebracht, wie in zweifeligen Händeln zu geschehen pflegt. Als sie nun aber fast Willens waren, den Bau von Neuem und mit größerer Sorgfalt zu beginnen, trat Einer auf, der vordem der Weiseste gewesen war und darum jetzt auch als der Thörichtste sich hervorthun wollte, und sprach: Er habe früher während seiner Weisheit oftmals gehört, daß man durch Exempel und Beispiel viel lehren, lernen und begreifen könne; daher wolle er jetzt eine Geschichte erzählen, so sich mit seiner lieben Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frauen begeben und zugetragen habe. „Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, Nichtwer geheißen, hörte einst von Einem, daß er sagte: „„Ei, wie sind die Rebhühner so gut!““ — „„Hast Du sie denn gegessen, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, daß Du es so wohl weißt?““ — „„Nein, sagte der Andere, aber es hat mirs Einer vor funfzig Jahren gesagt, dessen Großmutter Großvater sie in seiner Jugend hat sehen von einem Edelmann essen.““ Aus Anlaß solcher Rede stieß meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ein unwiderstehlich Gelüst auf, daß er gern etwas Gutes essen möchte, und sagte deßhalb zu seinem Weibe, Niemanda geheißen: sie solle ihm Küchlein backen; denn da er Rebhühner nicht haben konnte, so wußte er nichts Bessers, als Küchlein. Sie aber entschuldigte sich: weil sie weder Schmalz noch Butter habe, könne sie ihm dießmal keine Küchlein backen und bat ihn Geduld zu haben. Aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn hatte hiemit sein Gelüst nicht gebüßet und sagte daher zu seiner Frau, wenn sie nicht Schmalz und Butter habe, das Hühnlein zu backen, so solle sie es mit Wasser versuchen. „„Es geht nicht mit Wasser, mein Nichtwer, sprach die Frau Niemanda; ich

selbst hätte längst wohl Küchlein gegessen, wenn man es mit Wasser backen könnte.''' „„Du weißt es nicht, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, weil Du es niemals versucht hast. Versuche es erstlich und so es nicht gerathen will, dann erst magst Du sprechen: es geht nicht.''' Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, um Ruhe zu haben, rührte nach ihres Mannes Begehren einen Küchleinteig an, setzte eine Pfanne mit Wasser übers Feuer, und that den Teig hinein. Der Teig aber wollte nicht zusammen backen, sondern zerfloß im Wasser, so daß ein dünner Brei, aber kein Kuchen zu Stande kam. Meiner Großmutter Großvaters seligen Bruders Sohn stand dabei, hielt einen Teller hin und freute sich, wie er das erstgebackene Küchlein warm aus der Pfanne essen werde, ward aber betrogen. „„Potz tausend! schäme Dich, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn Frau, sieh, habe ich Dir nicht gesagt, es geht nicht? Allzeit willst Du recht haben und verstehst doch keinen Deut davon, wie man Küchlein backen soll.''' „„Schweige, meine Niemanda, sprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, und lasse Dich's nicht gereuen, daß Du es versucht hast. Man versucht ein Ding auf vielerlei Weise, bis es zuletzt geräth. Es wäre doch eine feine und nützliche Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre.'''— Um nun, sprach der obgemeldete Schildbürger, diese Geschichte auf unser Vorhaben zu beziehen: wer weiß, ob das Licht und der Tag sich nicht in einem Sacke tragen ließe, gleich wie das Wasser in einem Eimer getragen wird? Unser Keiner hat es jemal versucht: darum, wo es Euch gefällt, so wollen wir den Versuch machen. Geräth es, so haben wir eine feine und wichtige Kunst entdeckt und werden als Erfinder derselben großen Ruhm einernten. Geht es aber nicht an, so ist es doch zu unserm Vorhaben der Narrheit wegen ganz dienlich und bequem.'' Dieser Rath gefiel allen Schildbürgern so sehr,

daß sie beschlossen, ihm in aller Eile nachzukommen. Daher kamen sie nach Mittag, als die Sonne am besten schien, bei dem Eide gemahnt, Alle vor das neue Rathhaus, Jeder mit einem Geschirre, mit dem er vermeinte den Tag zu fassen und heim zu tragen. Etliche brachten auch mit sich Picken, Schaufeln, Karste, Gabeln und Anderes, um das Einfangen des Lichtes ja auf alle Weise versuchen zu können. Sobald nun die Glocke Eins geschlagen, konnte man Wunder sehen, wie Alle anfingen zu arbeiten. Etliche hatten lange Säcke, ließen die Sonne darein scheinen bis auf den Boden, knüpften sie dann eilends zu und liefen damit ins Haus, den Tag auszuschütten. Ja, sie beredeten sich selbst, sie trügen an den Säcken viel schwerer, als zuvor, da sie leer gewesen. Andere thaten eben deßgleichen mit andern verdeckten Gefäßen, als Häfen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der Andre mit einer Schaufel; Etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers darf besonders nicht vergessen werden, welcher vermeinte, den Tag mit einer Mausfalle zu fangen und also mit List zu bezwingen und ins Haus zu bringen. So lange die Sonne schien, arbeiteten sie mit solchem Eifer und Ernst, daß sie Alle ermüdeten und von Hitze schier verlechzten und erlagen. Als sie aber so wenig ausrichteten wie einst jene Riesen, welche die Berge auf einander setzten, um den Himmel zu stürmen, so trösteten sie sich endlich mit den Worten: „Nun, es wäre doch eine feine Kunst gewesen, wenn es gerathen wäre.“ Also zogen sie ab und hatten demnach so viel gewonnen, daß sie durften auf gemeine Unkosten ins Wirthshaus gehen und sich wieder erquicken und erlaben.

Zehntes Kapitel.

Wie ein durchreisender Landstreicher den Schildbürgern Rath gab, den Tag in ihr Rathhaus zu bringen und sie betrog.

Wie die Schildbürger gemeldeter Maßen an ihrer Arbeit gewesen, reiste von Ungefähr ein fremder Wandersmann daselbst vorüber, der stand still, sah ihnen lange zu, sperrte den Mund auf und wäre auch bald zu einem Schildbürger geworden. Des Abends aber in der Herberge fragte er, warum sie also an der Sonne gearbeitet hätten? Da ward ihm durch die herumstehenden Schildbürger bald gesagt, daß es geschehen, um zu versuchen, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus tragen könnten. Der fremde Gesell war ein loser Vogel und dachte daher, hier lasse sich wohl ein Geschäft machen. Er fragte deßhalb: ob sie mit ihrer Arbeit Etwas ausgerichtet hätten? „Nicht ein Deutlein,“ sagten die Schildbürger. „Das kommt daher,“ sagte der Gesell, „daß Ihr die Sache nicht auf solche Weise angegriffen, wie ich Euch wohl rathen könnte.“ Da sie Dieses hörten, wurden sie froh über die Maßen und verhießen ihm im Namen aller Schildbürger ein stattliches Ehrengeschenk, wenn er ihnen seinen Rath mittheilte. Solches versprach er ihnen auf morgen zu leisten. Da hießen sie ihn guter Dinge sein und befahlen dem Wirth, ihm tapfer aufzutragen und einzuschenken und was er verzehre auf Gemeinde-Rechnung zu schreiben. Als folgends die liebe Sonne den Schildbürgern den hellen, lichten Tag wieder gebracht hatte, führten sie den Gesellen zum Rathhaus und besahen es mit allem Fleiß, oben und unten, hinten und vorn, innen und außen. Nachdem nun der fremde Künstler mit seiner Schalkheit Raths gepfleget, was zu thun wäre, hieß er die Schildbürger auf das Dach steigen und die Ziegel wieder abheben; welches bald geschehen. „Nun habt Ihr, sprach er, den Tag in Eurem Rathhause; den möget Ihr darinnen lassen, so lange Euch gefällig;

wenn er Euch beschwerlich wird, so könnt Ihr ihn wohl wiederum heraus jagen.“ Aber sie verstanden es nicht, daß er gemeint, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würde es wiederum finster werden, wie es zuvor gewesen: dachten gar nicht an die Zukunft, saßen zusammen und hielten den ganzen Sommer Rath in dem lichtgewordenen Rathhause. Sie verehrten dem Künstler aus dem gemeinen Säckel auch ein Ansehnliches und ließen ihn mit großem Dank davon ziehen. Der feine Gesell that, wie ein anderer guter Schlucker auch gethan hätte, nahm das Ehrengeschenk an, zählte nicht lange, sondern zog hinweg, schaute auch oft hinter sich, ob ihm nicht etwa Einer nachliefe, um ihm das Geld wieder abzunehmen. Es weiß auch noch heutigen Tags Niemand, wer oder woher er gewesen, oder wohin er gekommen sei. Nur Dieses sagten die Schildbürger über ihn aus, daß sie ihn am Rücken das letztemal gesehen hätten.

Elftes Kapitel.

Wie die Schildbürger der Ursache der Finsterniß in ihrem Rathhaus innewerden und selbige abschaffen.

Die Schildbürger freute ihr neues Rathhaus über alle Maßen; den ganzen Sommer lang hielten sie Rath darinnen und handelten von wichtigen Sachen, den gemeinen Nutzen, das Vaterland und dessen Verbesserung anlangend. Sie hatten auch solches Glück, daß es denselben ganzen Sommer, wenn sie im Rath gesessen, nie geregnet hat. Aber der Sommer verlor allgemach sein liebliches Antlitz und der Winter kam mit seinem häßlichen Schnabel hervor und brachte mit sich Regen, Schnee und Wind. Da merkten denn die Schildbürger, als sie zu Rath saßen und ihnen die Schneeflocken auf die Nase fielen, daß es wohl möchte gerathen sein, wenn sie ihrem Rathhaus wieder

einen Hut aufsetzen, der ihnen Allen mit zu Statten käme. Also deckten sie das Dach des Rathhauses zu und meinten den Winter an einem guten Ofen darin so warm zu sitzen, wie sie während des Sommers im lieben Sonnenschein gesessen hatten. Als aber das Dach wieder eingedeckt war und sie ins Rathhaus gehen wollten, siehe zu, da war es leider wieder eben so dunkel und finster darinnen, als es gewesen, ehe sie von dem Wanderer die Tag-ins-Haus-zu-tragen-Ersparungs-Kunst-Erfindung gelernt hatten; da sie dann erst merkten, daß sie von ihm nicht ins Licht, sondern hinters Licht geführt worden waren. Doch zu geschehenen Dingen mußten sie gute Miene machen, denn, wenn das Geld hinweg, so ist es zu spät, den Beutel zuzuziehen. Also ergaben sie sich in ihr Schicksal und saßen wieder mit ihren Lichtspähnen auf den Hüten zusammen und hielten sehr geschwind einen engen Rath darüber, der sich weit in den Tag hinein verzog. Als nun die Umfrage von Einem an den Andern ging, kam sie zuletzt an Einen, der sich nicht der ungeschicktesten Einer zu sein dünkte. Derselbe stund auf und sagte: er rathe eben das, so sein Vetter rathen werde; ging also mit Verlaub hinaus von der Versammlung, vielleicht sich zu räuspern oder um einer andern noch wichtigern Ursache willen. Indem er nun in der Finsterniß an der Wand (denn sein Lichtspahn war ihm erloschen) hin und her tappte, wird er ungefähr eines kleinen Risses oder Spaltes in der Mauer, die nicht recht zugemauert gewesen, gewahr, dadurch er seinen schönen Bart einigermaßen sehen konnte. Da erinnert er sich plötzlich mit einem tiefen Seufzer seiner früheren Weisheit, tritt wieder hinein und spricht: „Na, also, Ihr lieben Nachbarn, mit Verlaub, ein Wort zu reden.“ Als ihm solches vergönnt wurde, sprach er ferner also: „Na, sind wir aber nicht doppelt dreifache Narren? Gar recht hat es sich an uns bezeuget was das Sprichwort sagt: Gewohnheit wird zur andern Natur. Wir haben uns einer närrischen Weise angenom-

men, die wir doch von Natur her allzeit weise und verständige Leute gewesen: und nun, siehe, die angenommene Weise hat die alte Weisheit gänzlich verdränget und ist uns dermaßen über den Kopf gewachsen, daß wir wohl nimmermehr wieder klug und weise werden mögen. Wir quälen uns immerfort mit unserem Rathhause, haben Kosten darum und kommen in Spott und Verachtung, weil wir den Mangel nicht finden und verbessern können; und unser Keiner ist jemals so witzig gewesen, daß er hätte gesehen, daß wir an dem Hause keine Fenster gemacht haben, durch welche das Licht hereinfallen möchte. Das ist doch gar zu arg, zumal im Anfang unserer Thorheit, in die wir nicht mit einmal so plump hineinfallen sollten, daß wir noch närrischer sind als ein rechter geborner Narr.“ Ob dieser Rede erschracken die Andern alle, nicht anders, als ob sie vor den Kopf geschlagen worden wären und verstummten, wie die blinden Götzen. Sie sahen aber auch einander an und schämten sich Einer vor dem Andern solches großen Unverstandes und gar zu grober Narrheit. Darum fingen sie alsbald an, ohne noch erst die Umfrage abzuwarten, aller Orten die Mauer durchzubrechen; und war kein Schildbürger unter allen, der da nicht hätte wollen ein eigenes Loch haben, von dem er könnte sagen: „dieß ist mein Loch!“ Also kam endlich das Rathhaus zu Stande, bis auf den innern Ausbau, von dem sogleich Meldung geschehen soll.

Zwölftes Kapitel.

Wie die Schildbürger in ihrem Rathhaus den Ausbau gemacht, und des Stubenofens vergessen haben.

Nachdem sie nun endlich Licht im Rathhaus und ein Jeder sein eigen fein gut Loch hatte, fingen sie an, den Ausbau des

Hauses vorzunehmen und die Gemächer abzuschlagen. Unter allen Gemächern machten sie sonderlich drei Stuben: die Witzstube, die Schwitzstube und die Bedenkstube, welche zuvörderst ausgebaut sein mußten, damit die Schildbürger, wenn sie von wichtigen Sachen rathschlagen sollten, nicht gehindert würden. Ward also das ganze dreieckige Rathhaus aufs Trefflichste ausgebaut und nachher in aller Narren Ehre eingeweiht. — Als sie aber hierauf, während es kalt geworden war, einen Rathstag haben und Gericht halten wollten und Jeder (um dem Gemeindegut nicht allzuviel zuzumuthen) ein Scheit Holz, die Stube zu wärmen, mit sich gebracht hatte; siehe, da hatten sie des Ofens vergessen, auch nicht Raum gelassen, wo man einen hinsetzen könnte. Darüber erschracken sie abermals bei sich selbst heftig, und zogen den neuen Unfall in Bedenken und Erwägung und fielen in mancherlei Meinungen. Etliche vermeinten, man sollte ihn hinter die Thüre setzen, wo er am allerwenigsten stören würde. Aber solches wollte den Andern nicht gefallen: weil der Bürgermeister hinterm Ofen seinen Sitz haben mußte und es spöttlich wäre, wenn er hinter der Thüre säße. Zuletzt, nachdem sie die Sache lang hin und her gewogen und alle Oerter besehen und bedacht hatten, rieth endlich Einer, man sollte den Ofen vors Fenster hinaus setzen und, wenn es noth thäte, daß eine Stimme den Ausschlag gäbe, könnte er bei Abzählung der Stimmen auch mitgezählt werden; denn, rede er schon nichts zu den Sachen, so sei er doch auch nicht dawider. Der Bürgermeister aber solle wie bisher, damit ihm seine Weisheit nicht einfriere, den nächsten Platz beim Ofen erhalten. Diesem Rath ward von allen Bänken her einhälliglicher Beifall gegeben. Ein alter Aber-Narr unter ihnen, welcher länger Narr gewesen als die Andern, wendete jedoch ein: „Aber, sprach er, ich will der Stiegen geschweigen, welche aber jeden Falls würden zum Ofen zu machen sein; aber dieß geht hin: aber die Hitze, welche aber sonst in die

Stube gehört, wird aber alle zum Ofen ausfahren, auf diese Weise aber verloren gehen, aber uns nicht zu Gute kommen." „Du gehest in den Aberwitz, wie man spricht," sagte ein Anderer hierauf zum Aber-Narren, „eben als gehe, wie man spricht, die Hitze, welche, wie man sprechen möchte, in der Küchen zum Ofenloch ausschlägt, auch in die Stube, möchte man sprechen. Damit aber, wie man spricht, nichts zu Unnutz abgehe, wie man spricht, und Du deßhalb ohne Sorge seiest, als man spricht, so hab ich daheim ein altes Hasengarn, wie man sprechen möchte, das will ich der ganzen Gemeinde zum Besten geben, wie man spricht, meiner dabei zu gedenken, wie man spricht, das wollen wir vor das Ofenthürlein henken, wie man spricht, die Hitze in dem Ofen zu behalten, wie man spricht." Für solchen wohlbeschlagenen Rath ward der Schildbürger hoch gepriesen und für seine Freigebigkeit ihm höchlich gedankt. Es ward auch ihm und allen seinen Nachkommen der nächste Sitz hinterm Ofen bei der Aepfelkachel zuerkannt. Also ward zuletzt der ganze Handel beschlossen, der Ofen gemacht und das Rathhaus vollendet.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Acker mit Salz besäet, daß es wachsen sollte, und was sich damit zugetragen.

Wie nun das Rathhaus vollführt und mit Narren wohl besetzt war, fingen sie an, alle Tage zusammen zu kommen und sich für allgemeines Bestes zu bekümmern und zu zermartern. Nun traf es sich, daß ihnen damals wegen schwebender Kriegsläufe das Salz, so sie aus andern Gegenden bezogen, abgeschnitten war, daß sie großen Mangel daran litten, und darum zogen sie in Ueberlegung, wie man der Sache abhelfen könne.

Da wurden nun mancherlei Mittel und Wege vorgeschlagen und bedacht. Endlich wurden sie Raths einig und beschlossen einhällig- lich: Sintemal kund und offenbar sei, daß der Zucker, welcher dem Salz nicht unähnlich, auch wachse, so müsse ja folgen, daß das Salz gleichermaßen auf dem Feld wachse. Daher sei bei bewandten Umständen kein besserer Rath zu erfinden, als, daß man ein großes Stück Feldes, so der Gemeinde gehöre, wohl pflüge und egge und alsdann das Salz in Gottes Namen darein säe; so würden sie für die Folge ihr eigenes Salz haben und dürften nicht Andern darum nachlaufen und ihnen gute Worte geben. — Solcher Rathsbeschluß ward nun auch wirk- lich und emsig in Ausführung gebracht: bester Hoffnung, sie würden nicht nur ferner der Salznoth enthoben sein, sondern auch noch großen Gewinn durch Handel mit dem selbsterzeugten Salze zu Wege bringen. In solchem Vertrauen haben sie auch desto fleißiger Sorge um den Acker getragen, an jede seiner vier Ecken Hüter gesetzt, Jeden mit einem langen Blaserohr in der Hand, die Vögel, wenn sie das gesäete Salz, wie andere Saamen, vielleicht auflesen wollten, zu erschießen. Es währte nicht lange, da begann der Acker aufs allerschönste zu grünen, worüber die Schildbürger unsägliche Freude hatten. Sie meinten, nun sei es ihnen doch einmal gerathen und gin- gen alle Tage hinaus, zu besehen, wie das Salz wüchse und beredeten sich selber, sie hörten es wachsen, wie Jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung; und es war Keiner unter ihnen Allen, welcher nicht schon allbereits in seinem Sinne einen ganzen Scheffel Salz gegessen hätte. Damit nun das heranwachsende Salz nicht zertreten oder sonst beschädigt würde, stellten sie noch mehr Hüter bei dem Acker an und befahlen ihnen, wenn etwa eine Kuh, Pferd, Geiß oder Schaf auf den Acker käme, so soll- ten sie selbige mit Stoßen, Treiben, Jagen, Schlagen, Puf-

sen, Klopfen, Zwicken, Scheuchen, wie sie nur immer könnten, angreifen und abwehren, sich selbst aber wohl hüten, den Acker zu beschädigen; welches die Hüter ganz getreulich und bei ihrem Eide zu leisten versprachen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie etliches Vieh auf den Salzacker gekommen, und wie selbiges fortgetrieben worden ist.

Die Hüter mochten nun wohl guten Willen haben des Ackers zu wahren, aber es heißt: der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach. Mochten nun die Hüter in Folge ihres schwachen Fleisches geschlafen haben, oder wie es sonst immer gekommen sein mag, genug es kam viel fremdes, unvernünftiges Vieh auf den so wohl gebauten und besäeten Salzacker, schändete und zertrat ihn, daß es Schade war, beides, um das herrliche Salz, so daselbst versäet worden und um das, so noch hätte wachsen sollen. Die Hüter hatten nun, wie sie sich die Augen rieben und des Viehes inne wurden, einen grausamen Schrecken, liefen in Angst wider einander und wußten nicht, was nun zu thun sei, denn so viel sahen sie gar wohl ein, daß der Schaden nur noch größer werden würde, wenn sie selber noch auf dem Acker zu dem Vieh sich gesellten, um es heraus zu jagen. Letztlich entschlossen sie sich, so schwer es ihnen auch fiel, betrübten Antlitzes und schuldbewußten Herzens gen Schilda zu gehen und einem weisen Rathe den bösen Fall vorzutragen. Bürgermeister und Rath geriethen gleichfalls in großen Schrecken und Verlegenheit und hielten daher eine Umfrage: Was geschehen solle, damit das Vieh ihrem Salz nicht weiteren Schaden füge und doch die Hüter nicht dem Vieh, wenn sie es heraustrieben, das Salz zertreten hülfen. Als nun dieser schwere Handel lange hin und her erwogen, bedacht, bespro-

chen, für und wider geredet worden war, beschlossen sie letztlich, nachdem ihnen fast die Köpfe von tiefsinnigem Denken geborsten wären: Es sollten ihrer vier von dem Hochweisen Rathe, vor welchen die Thiere sich mehr, als vor schlechten Leuten scheuen würden, den Obersten unter den Hütern auf eine Hürde setzen, ihm eine lange Ruthe oder Gerte in die Hand geben und ihn zu dem leidigen, losen Vieh in dem Salzacker herumtragen, bis er es herausgetrieben hätte; keiner aber der Hüter solle auf den Acker gehen, damit durch ihn kein Schaden, welchen abzuwenden er geschworen, geschähe. Solchen gnädigen Urtheils waren die Hüter wohl zufrieden und der Oberste unter ihnen dünkte sich nicht weniger denn ein vornehmer Herr und Fürst, als ihn die Rathsherren auf die Hürde setzten und ihn im Salzfelde herumtrugen, bis er mit seinem Scepter den Feind des Vaterlandes in die Flucht geschlagen hatte. Die Vier, welche den Hüter trugen, fügten mit ihren Füßen dem Salzacker keinen Schaden, denn sie waren Mitglieder des weisen Rathes, der Gemeindegut wohl treten mag, ohne daß dem gemeinen Besten ein Schaden daraus erwüchse. Wollte wenigstens Solches nicht gesagt haben.

Funfzehntes Kapitel.

Wie das Salz gewachsen und reif geworden und es die Schildbürger nicht abschneiden konnten.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte, nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, von welchem man sagt: daß es auf keine Weise verderbe. Indessen begab sichs, daß Einer von der Gemeinde zu Schildburg eine Anwandlung bekam, welche ihm und andern Schildbürgern wohl täglich zu widerfahren pflegte. Dabei erinnerte er sich seiner vorigen Weisheit, welche nicht so leichtlich zu dämmen und zu ersticken gewesen, sondern allzeit,

wie ein alter Weidenbaum, wenn er verstümmelt wird, wieder ausgeschlagen hat. Er bedachte in seinem Herzen, daß es sich doch gar wohl zieme, daß ein Bürger jeden Schatz dem gemeinen Besten opfre und darbringe, aus dem für diesen ein Nutzen erwachsen könne und welcher ihm selbst zur Last falle. Auch erinnerte er sich des Mannes, welcher das Hasengarn hergegeben hatte, um am Gemeindeofen, den die Schildbürger vor das Fenster ihres Rathhauses gesetzt hatten, die Wärme aufzufangen — er erinnerte sich, wie man jenen Mann um solcher Gabe willen hochgeehrt hatte und wünschte nicht schlechter befunden zu werden. Nun war zwar Dasjenige, welches unser Bürger, wie er in sich verspürte, gemeinem Besten zu opfern im Stande war, nicht eben etwas sehr Köstliches und Seltenes, aber von der Art, daß Jeder es gar hoch zu schätzen verstehet, welcher jemals einen Acker besessen und von seiner Aussaat eine gute Ernte verhofft hat. Er wußte auch, wie seine weisen Mitbürger nicht die Gabe selbst ansähen, sondern auf die Gesinnung achteten, mit welcher sie dargebracht würde. So lief denn der fromme Schildbürger in seinem Eifer für gemeines Bestes eilig, denn es drängte ihn heftig seine Gabe anzubringen, und in tausend Aengsten dieselbe möge ihm unterweges etwa verloren gehen, nach dem Salzacker, brachte auch das Kleinod glücklich bis hin und setzte es hier zu seines Namens Gedächtniß nieder. Dabei nun geschah es, daß er in seinem Eifer einige Blätter des schönen Salzkrautes faßte und damit einem Orte zu nahe kam, an welchem er sehr empfindlich war. Da brannte und biß ihn das Satzkraut dermaßen, daß er hellauf schrie und in einigen gewaltigen Sätzen von dem Acker sprang. Bald aber besann sich der kluge Mann, gedachte, was dieses für Kraut sei, und daß es eben nur seiner vortrefflichen salzigen Eigenschaften wegen ihm also weh gethan habe, indem es so weit sei, daß es zu reifen beginne. Da konnte er seiner Freude

kein Maß und Ziel, lief so schnell, als er nur vermochte in die Stadt (denn seit die Schildbürger sich zur Narrheit bequemt und entschlossen hatten, durfte Keiner bei Leibes= und Lebensstrafe Schilda ein Dorf nennen) und läutete die Sturmglocke. Da stürzten die Schildbürger sämmtlich aus ihren Häusern und liefen zum Rathhause. Hier verkündete ihnen der fromme Mitbürger, was er für gemeines Wohl gethan, zeigte ihnen die Wunde, so er dabei davon getragen und meldete ihnen letztlich, das Salz, das so scharf geworden, sei nunmehr im Reifen begriffen und möge sich selbst ein Jeglicher hiervon überzeugen. — Als nun die Schildbürger solche frohe Nachricht vernommen, waren sie über alle Beschreibung glücklich und machten sich alsbald, den Bürgermeister an der Spitze, auf und gingen hinaus auf den Salzacker. Hier aber thaten sie Alle, wie ihr frommer Mitbürger zuvor gethan und erprobten ein Jeglicher an seinem eigenen Leibe die Kraft des reifenden Salzes. Als sie nun dieselbe spürten, wurden sie sehr froh, also, daß ihrer Keiner gewesen, welcher nicht schon bereits in seinem Sinne ein mächtiger Salzherr gewesen wäre. — Als aber die Zeit nahe herbei gekommen, daß man das aufgewachsene Salz, damit es nicht ausfalle, abschneiden und einsammeln sollte, rüsteten sie sich Alle und bereiteten Alles aufs beste und fleißigste, was zu solchem wichtigen Werk nothwendig schien. Etliche kamen mit Sicheln, das Salz abzuschneiden: Andere hatten Pferde und Wagen mit sich gebracht, es heimzuführen; etliche Flegel aber hatten ihre Flegel gerüstet und hingebracht, das Salz auszudreschen. Wie sie aber Hand anlegen und ihr gewachsen Salz abschneiden wollen, siehe, da war es also scharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Hände überall verbrannte und verwüstete. Auch mochten sie nicht Handschuhe anziehen; denn, weil es Sommer und sehr heiß war, so glaubten sie, man würde sie verspotten, wenn sie Handschuhe anlegten.

Etliche waren der Meinung, man sollte das Salz mähen, wie das Gras; das widerriethen Andere, weil zu besorgen stehe, daß dabei der Samen ausfalle. Andere vermeinten, es wäre wohl gut, wenn man es mit einer Armbrust abschießen könnte: weil sie aber keine Schützen unter ihnen hatten, und besorgten, wenn sie nach fremden Schützen schickten, so möchte ihre Kunst das Salz zu bauen verrathen werden, so unterließen sie Solches auch. Die Schildbürger konuten eben ihr Salz nicht fortbringen und mußten es auf dem Felde stehen lassen, bis daß sie einen Rath fänden, wie es anzugreifen wäre. Haben sie aber zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger; denn, was sie nicht verbraucht, das hatten sie versäet. Darum litten sie übergroßen Mangel an Salz; besonders aber am Salz der Weisheit, welches bei ihnen ganz dumm geworden war. Leider war damals Keiner unter ihnen, der die Kunst verstanden hätte, den Schnee des Winters hinterm Ofen zu dörren und für Salz zu brauchen. Gar Mancher weiß sich jetziger Zeit mit dieser Kunst zu helfen und salzet seinen Witz mit solchem Salze, wovon derselbe denn freilich etwas wässerig zu werden pflegt. Was sage ich aber viel? Der Schildbürger Keiner konnte wissen, warum ihr Salz also scharf wäre. Sie dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht gebaut gewesen, zu wenig oder zu viel und wollten daher weitere Versuche anstellen und abwarten. — Wärest Du lieber Leser damals mit mir nach Schilda gekommen, so hättest Du wohl gefunden, daß ihr Salzkraut, welches so erstaunliche Wirkung gethan, nichts Anderes denn Nesseln gewesen. Aber ich wenigstens hätte mich gar wohl gehütet, Solches den Schildbürgern zu hinterbringen, denn schon damals war es wie jetzt: Niemand mag es leiden, daß ein Esel den andern Langohr nennet.

Sechszehntes Kapitel.

Wie der Kaiser in Utopia den Schildbürgern seine Ankunft zu ihnen kund gethan, und sie in Eile einen Bürgermeister wählten.

Der Schildbürger erste Weisheit war zwar weit und breit durch die ganze Welt bekannt worden, also, daß Jedermann davon zu sagen wußte, doch geschah Dieses in langer Zeit. Aber das Geschrei von ihrer Thorheit, welche sie angenommen, erscholl in kurzer Zeit noch weiter, also, daß bald Niemand gewesen, der da nicht gewußt hätte, was sich bei ihnen zugetragen. Solches aber wird nicht wunderbar erscheinen, wenn wir Menschen uns selber recht erkennen. Weil wir nämlich Alle thöricht geworden sind und die rechte Weisheit muthwilliger Weise verloren haben, so pflegen wir allzeit mehr der Narrheit nachzufragen und der Thorheit nachzuforschen, als der Weisheit. Wie nun der Kaiser in Utopia Reichsgeschäfte halber in seinem Lande umherreiste, ward ihm viel gesagt von denen zu Schilda und von ihren seltsamen, abenteuerlichen, närrischen Possen. Darüber verwunderte sich der Kaiser sehr, und um so mehr, weil auch er zuvor ihrer Weisheit in wichtigen Sachen sich bedienet hatte, und beschloß, dieweil er ohnedieß verziehen mußte, bis die Stände des Reichs, so er berufen, versammelt wären, selbst zu den Schildbürgern zu reisen und zuzusehen, wie die Sachen sich verhielten. Nicht immer, meinte der Herr Kaiser, sei dem Gerüchte zu trauen, indem es oft kleine Dinge zu großen mache. Solches hatte auch Jener erprobt, der seiner Frau unter der Bedingung, daß sie es keinem Menschen wiedersage, erzählte, der Nachbar habe ein Ei gelegt. Da ging das Ei, immer unter dem Siegel der Verschwiegenheit, aus einer Gevatterin Mund in den der andern und mehrte sich dabei so erstaunlich, daß der Nachbar, ehe es Nacht geworden war, mehr als ein Dutzend Eier gelegt hatte. — Der Kaiser fertigte alsbald seine Gesandten zu den Schildbürgern ab,

sie von seiner Ankunft zu unterrichten, damit sie sich auf dieselbe gehörig vorbereiten könnten. Er ließ ihnen auch zugleich anzeigen (ohne Zweifel, um sie zu versuchen, ob sie rechte und ächte Narren wären), er wolle sie bei allen ihren von Alters hergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gnaden nicht nur schirmen und handhaben, sondern auch, wo es die Nothdurft also erfordere, noch ferner befreien und begnadigen, wenn sie ihm auf seine Rede, mit der er sie zuerst begrüßen werde, also antworten könnten, daß sein Gruß und ihre Antwort sich auf einander reimten. Darauf sollten sie bedacht sein und ihm, wenn er käme, halb geritten und halb gegangen zum Empfange entgegen ziehen. Die armen Schildbürger erschracken über diese Botschaft nicht weniger, als wenn eine miauende Katze einem Kürschner, oder eine meckernde Geiß einem Schneider unversehens begegnet. Die Schildbürger nämlich wußten gar wohl, daß Fürsten, obgleich ihre Augen nicht größer sind, als die anderer Leute, viel weiter als Andere sehen, wie sie auch mit ihren Armen viel weiter, ja durch ein ganzes Land hin zu greifen vermögen. Darum wurden sie voller Angst und Sorgens, der Kaiser möchte finden, daß ihre Narrheit nicht eine gute angeborne, sondern eine schlechte angenommene sei und möchte sie darum nicht nur tadeln und strafen, sondern wohl gar zwingen wieder zu ihrer früheren, für sie selbst so nachtheiligen Weisheit zurückzukehren. Damit hatten sie auch wohl nicht Unrecht, denn allerdings ist es Strafens werth, wenn sich Einer selber zum Narren und dadurch für allgemeinen Nutzen untauglich macht. Hast Du aber weislich abgewartet, bis Dich der Andere durch Hacken, Sägen, Zwängen, Bohren selbst zum Narren zurechtgezimmert; dann kannst Du ohne Furcht und Scheu die Narrheit walten lassen und es bringt Dir keine Unehre, wenn der Andere Dich einen Narren schilt und wäre er auch ein vornehmerer Narr als Du. In ihrem Schrecken such=

ten die armen Schildbürger bei ihrer alten hingelegten Weisheit Rath und Hülfe; da sie denn auch alsbald funden, was zu thun wäre. Darum ordneten sie Alles, so nöthig, im Stall für die Pferde und in der Küche für den Kaiser aufs fleißigste, damit nichts vergessen, und der Kaiser auf das stattlichste in ihrer Stadt empfangen würde. — Da nun aber eine Heerde Schweine ohne Hirten eben so wenig anfangen kann, als ein Leib ohne Haupt, und ihr bisheriger Bürgermeister vor lauter Eifer ganz zum Narren und dadurch zu seinem Amte untauglich geworden war, — da sie ferner mit ihrem hohen Verstande einsahen, daß jede Heerde von Schöpsen nothwendig einen Leithammel haben müsse; so gingen sie zu Rath, wer unter ihnen zum neuen Bürgermeister erwählet werden sollte. Damit aber über die hohe Stelle nicht Neid und Mißgunst unter ihnen entstände, sie mit ihrem neuen Bürgermeister auch wirklich so bestellt wären, als es die obwaltenden Umstände erforderten; so ward einmüthiglich berathen und beschlossen: Sintemal man dem Kaiser auf sein erstes Wort reimweise antworten müsse, so wolle das Beste sein, daß derjenige Bürgermeister werde, welcher auf folgenden Tag den besten Reim vorzubringen vermögen würde. Solches sollten sie wohl bedenken und die Nacht über beschlafen. Also gingen die Schildbürger von einander und war Keiner unter ihnen, welcher nicht gedacht hätte, Bürgermeister zu werden. Sie zerdisputirten und zerstudirten sich die ganze liebe lange Nacht, daß sie Morgens kaum wußten, wo ihnen der Kopf stünde. — Nun war der Schweinhirt zu Schilda zwar bisher auch schon ein regierender Herr gewesen und hatte mit großer Kraft und vielem Eifer seine borstigen Unterthanen in Zucht und Ordnung gehalten, auch bei solcher Verfassung, daß männiglich zu Schilda seine hohen Tugenden gar sehr bewunderte; jetzt aber wäre er gern, wie es heißt, vom Esel auf das Pferd gestiegen und hätte gern ein höher Regiment an=

getreten. Darum lag er in seinem Bett, zermarterte sich mit schweren Gedanken und wäre gern des Reimes ledig gewesen. Wie er sich nun so hin und her warf, stieß er mehremal an seine Ehehälfte, so daß diese erwachte, und mit einem Theil der einst von den Schildbürgern über Bord geworfenen Weisheit, den sie zum Hausgebrauch noch sorglich aufbewahrt hielt, merkte sie wohl, daß ihrem gestrengen Herrn und Gemahl es irgendwo fehle und fragte ihn daher: was ihm sei und ob sie ihm etwa rathen und helfen könne? Aber er wollte es ihr nicht sagen, weil er meinte, daß es unziemlich sei aus dem Rathe zu schwatzen. Wie aber die Frau gar erst merkte, daß es eine Heimlichkeit wäre, da ließ sie mit Bitten, Schelten, Schmeicheln, Drohen nicht eher nach, bis ihr Gemahl ihr verrieth, daß er damit umgehe, Bürgermeister zu werden und ihr ansagte, welche Probe er darum zu bestehen habe. Da sie Solches gehöret, wäre sie eben so gern Frau Bürgermeisterin gewesen, als ihr Mann Bürgermeister, und fand daher bald, wie zu thun sei. „Ach mein lieber Mann, sprach sie, laß Dir um dieser Ursache willen kein graues Haar wachsen. Was willst Du mir geben, wenn ich Dich einen Reim lehre, durch welchen Du Bürgermeister wirst?“ „Wenn Du das thust, sprach der Schweinhirt, und ich Bürgermeister werde, so will ich Dir einen schönen neuen Pelz kaufen.“ Die Frau, welche sich in ihrem Sinne bereits als Frau Bürgermeisterin dünkte, war des Handels wohl zufrieden und sprach ihrem Ehegespons daher folgenden Reim vor:

„Ihr lieben Herrn, ich tret herein,
Meine Hausfrau heißet Katharein,
Ist schöner als mein schönstes Schwein,
Und trinkt gern guten kühlen Wein.“

Diesen Reim sprach sie ihm neunundneunzigmal vor und er eben so oft ihr nach, bis er endlich vermeinte, er hätte ihn ganz begriffen und gefaßt. Die ganze Nacht aber würgte er noch

an ihm im Stillen, bis daß endlich der Tag anbrach, den er kaum erwarten konnte. Wie mit dem Schweinhirten, so ging es aber auch mit allen andern Schildbürgern. Sie hatten Alle eine elende Nacht gehabt und von vielem Nachdenken dicke Köpfe bekommen. Da aber, wenn es ans Reimen geht, Jeder sich für einen großen Dichter (damals wie heut zu Tage) hält, so war auch Keiner unter Allen, der nicht eine Nacht Bürgermeister zu sein geträumt hätte. Als nun der angesetzte Tag erschienen, an welchem Ein Edler und Wohlweiser Rath zusammen kam und zu der Wahl eines Bürgermeisters schreiten und greifen sollte; da sollte Einer Wunder über alle Wunder gehört haben, was zierlicher und manierlicher, wohlgeschlossener und schöngegossener Reime damals vorgebracht wurden, also, daß es wohl höchlich zu verwundern gewesen, woher ihnen Allen solche Kunst gekommen sei, wenn sie nicht etwa bei ihrer alten zurückgelegten Weisheit sich Raths erholt hatten, und es ist immer Schade, daß die gemeldeten Reime nicht alle aufgefangen und in Schriften niedergelegt worden sind und wir uns daher dieser nachfolgenden, so noch vorhanden, trösten und behelfen müssen. — Der Vierte (denn die andern Reime sind verloren) trat herein und reimte, nach gethaner Reverenz, also:

„Ich bin ein rechtschaffener Bauer
Und lehne meinen Spieß an die Wand.“

„Oho! sprach der Fünfte, kannst Du es nicht besser? Laß mich Bürgermeister werden. Höret:

„Ich heiße Meister Hildebrand,
Und lehne meinen Spieß wohl an die Mauer.“

„Ei, ja, sprach der Siebente (denn der Sechste fehlet in unserer Urschrift), Du müßtest eben Bürgermeister sein! Wie wär's wenn ich es besser machte und Dich abstäche? Merkt auf:

„Ich bin genannt der Hänslein Stolz,
Und führ einen Wagen mit Scheitern.“

„Wie wäre Dieser, sagte der Achte, so gern Bürgermeister, wenn er es nur werden könnte! Aber ist es möglich, daß ich es werden kann, so soll es Jenem nicht werden. Vernehmt:

„Man sagt, ich hab einen schweren Kopf,
Und sei ein arger loser Schelm.“

„Noch hat mir es keiner vorgethan, sprach der Dreizehnte; merkt auf, was ich will sagen:

„Wer nicht wohl kann reimen und renken,
Den sollt man an den Galgen knüpfen.“

„Beiseite mit allen diesen Reimen, beiseite! sprach der Vierzehnte. Ich setze einen guten Ziegenkäs, daß ich Bürgermeister werde; wer will wetten?

„Ihr Herrn, ich möcht gern Schultheiß sein,
Darum bin ich zu Euch kommen hierher.“

Viele andere Reime wurden da noch vorgebracht, welche aber der Unsterblichkeit leider verloren gegangen. Während sich aber die Gemeldeten also und noch viele Andere hören und vernehmen ließen, stand der arme Schweinhirt in höchsten Aengsten nicht weit davon, immer fürchtend, daß nicht etwa ein Anderer seinen Reim vorbrächte, dadurch Bürgermeister würde und ihn damit zu Schanden machte. Und so oft der Andern Einer nur ein einziges Wörtlein sagte, welches auch in seinem Reim (den er ohne Unterlaß um ihn nicht zu vergessen zwischen den Zähnen wälzte) vorkam, erschrack er solcher Gestalt, daß ihm das Herz immer tiefer herunter fiel. Da nun endlich die Reihe auch an ihn kam, daß er reimen sollte, trat er hervor und sprach:

„Ihr lieben Herrn ich tret hieher,
Meine Hausfrau die heißt Katharein,
Ist schöner als die schönste Sau,
Und trinkt gern guten kühlen Most.“

„Ei, hört, das klingt nach Etwas, das möchts thun!“ sprachen die Rathsherrn. Da nun die Umfrage gethan wurde,

fiel das Urtheil auf den Schweinhirten, der ward einmüthiglich zum Bürgermeister erwählet und angenommen. Denn sie meinten, der würde dem Kaiser wohl reimweise antworten und gute Gesellschaft leisten können. Ueberdieß habe er schon einer Gemeinde vorgestanden und noch dazu einer gar widerspenstigen, verstehe also das Regieren. Der Schweinhirt aber nahm die hohe Würde gar gern an und erfuhr zugleich, wie weit Glück und Unglück von einander wären. Nämlich nur so weit, als Tag und Nacht. Denn er, der die vergangene Nacht noch ein Schweinhirt gewesen, war jetzt ein gewaltiger Bürgermeister zu Schilda.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der Bürgermeister zu Schilda ins Bad ging und was sich daselbst mit ihm zutrug.

Die Ehre und Würde des Bürgermeisteramtes that dem Schweinhirten so wohl, daß er sich stets damit kitzelte und wohl zehnmal in einer Stunde zu seiner Frau sagte: „Gelt Frau, es ist mir einmal gerathen!“ Nun gedachte er, er müßte nothwendiglich den Schweiß, Staub und Schmutz von sich abwaschen, der ihm noch aus seinem früheren Stande anhaftete und mit dem neuen Stande auch so zu sagen einen neuen Menschen anlegen in Gebärden, Reden, Kleidung und allem Andern, wie es sich zieme. Nach anderer vornehmen Herren Weise reiste also unser Bürgermeister, nachdem er sein hohes Amt angetreten, in ein Bad. Und als ihm unterweges ein Anderer, welcher vor etlichen Jahren die Schweine mit ihm gehütet, begegnete und ihn, unkundig dessen was sich zu Schilda Großes begeben, als seinen guten Gesellen mit Du anredete sagte der Bürgermeister:

„Du sollst Uns jetzt nicht mehr duzen, denn Wir sind nicht mehr, der Wir zuvor waren; Wir sind dermalen Unser Herr, der Bürgermeister zu Schilda.“ — „Potz tausend! sagte der Andere, das habe ich nicht gewußt, mein Herr Bürgermeister, verzeihet mir. Glück zu Euerm Regiment gegen E. W. Unterthanen!“ — „Dank, sagte mein Herr der Bürgermeister: es ist ein ungezogen Volk die zu Schilda. Die andern Bürgermeister, Unsere Vorfahren im Ehren-Regiment, haben sie machen lassen, was sie nur immer gewollt; wodurch viel Unordnung eingeschlichen. Wir müssen die Sache jetzt wenden, mit so großer Mühe und Arbeit, daß Wir nicht schlafen können, und Uns der Kopf darüber zerbricht. Aber Wir wollen eine Ordnung unter sie bringen oder nicht ihr Meister sein.“ — Also zog mein Herr Bürgermeister fort und kam in das Bad. Daselbst stellte er sich gar tiefsinnig, saß in sehr schweren Gedanken, zählte indeß seine Finger ab, redete mit sich selbst und sonst mit Niemand: also daß sich die, so ihn zuvor gekannt, über solche jähe Veränderung verwunderten, und meinten, er wäre vielleicht melancholisch. Sie wußten aber nicht, daß er regierender Bürgermeister wäre und ihm die Ehre also wehe thät. Indessen fragte er Einen, so zunächst bei ihm gesessen: ob dieses die Bank sei, auf welcher die regierenden Herren zu sitzen pflegten? und erhielt zur Antwort: Ja! „Wie habe ichs denn so fein getroffen! sagte der Bürgermeister. Ich glaube, die Bank hat es mir angemerkt, daß ich zu Schilda Bürgermeister bin.“ — Wie er nun lange also sitzet und tapfer schwitzet, so kommt der Bader zu ihm und sagt: „Guter Freund, habt Ihr den Kopf gewaschen und Euch reiben lassen? Ist es noch nicht geschehen, so will ich Lauge herlangen und Euch abreiben.“ Der Bürgermeister, so in tiefen Gedanken geschwitzet, antwortet: „Lieber Bader, ich weiß wahrlich nicht eigentlich, ob ich schon gerieben bin, oder nicht. Denn Unser Einer hat so viel zu sin-

nen, zu gedenken und zu trachten, damit der gemeine Nutzen nicht irgend Schaden leide und Gericht und Recht gehandhabet und gefördert werde, daß Wir solcher schlechten Dinge nicht wahrnehmen. Und sonderlich ich, der ich dahin sinnen und trachten soll und muß, wie ich dem Kaiser reimweise antworte. Denn, verstehe mich recht, ich bin der Bürgermeister von Schilda.''

Als sie Solches vernahmen, fingen die andern Alle, welche im Bade waren, gar unmanierlich zu lachen an, ließen ihn aber doch bei seinen Ehren und noch Eines darauf schwitzen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie der Bürgermeister seiner Bürgermeisterin einen neuen Pelz kaufet und was ihm dabei widerfahren.

Unsere gnädige Frau, die Bürgermeisterin, hatte, wie auch billig, nicht vergessen, an ihren verheißenen Pelz oft zu erinnern. Dem Herrn Bürgermeister aber wollte es geziemen, daß er, der zu einem Förderer der Gerechtigkeit bestellet war, sein Verheißen halte, und seiner Frauen das, so ihr von Rechtswegen gebührte, nicht vorenthalte. Als daher der Herr Bürgermeister im Bade war, gedachte er des seiner Gemahlin gegebenen Versprechens. Daher wendete er sich an einen Mann, den er im Thore der Stadt hatte stehen sehen und fragte ihn nach einem Kürschner, wurde auch bald von ihm an den rechten Mann gewiesen. Inzwischen fragte mein gestrenger Herr Bürgermeister den Thorwart weiter: ob jener Kürschner auch Derjenige sei, bei welchem die Frauen der Bürgermeister ihre Pelze kauften? denn er sei Bürgermeister zu Schilda geworden. Da vermerkte erst der Thorwärter, mit wem er es zu thun habe, und wies ihn an das äußerste Ende der Stadt zu einem Kübler,

der als ein lustiger Vogel bekannt war: bei dem sollte er nach Bürgermeisterpelzen fragen. Der gestrenge Herr Bürgermeister ging in aller Ehrbarkeit, wohin er gewiesen worden war, und fragte bei dem Kübler nach Bürgermeisterpelzen: er sei der Bürgermeister zu Schilda. Der Kübler merkte bald, wie viel es geschlagen habe und sagte deßhalb zu ihm: es sei ihm sehr leid, daß er seine Wohledeln nicht fördern und, wie er gern wollte, versehen könne, denn er habe eben den Tag zuvor, der ein Markttag gewesen, alle, die er gehabt, hinweg gegeben. Damit ihm aber geholfen würde, weist er ihn in eine andere Vorstadt zu einem Wagner, dort, verhoffe er, werde der Herr Bürgermeister Pelze finden nach seinem Begehren. Dieser nun kam zum Wagner und fraget, ob er keine Pelze hätte? er wäre der Bürgermeister von Schilda. Der Wagner, der auch ein Spottvogel war, weist ihn zu einem Schreiner, der Schreiner zu einem Sporer, der Sporer zu einem Sattler, der Sattler zu einem Organisten, der Organist zu einem Studenten, der Student zu einem Buchbinder, der Buchbinder zu einem Fischer, der Fischer zu einer alten Vettel, die alte Vettel zu den Druckergesellen, die Druckergesellen zum Buchhändler, der Buchhändler zu einem Lebküchler: da finde er sie, schön zum Auffressen, wie er sie nur haben wollte. Als mein Herr der Bürgermeister auch hier nach Pelzen gefraget hatte, antwortete ihm der Lebküchler: er habe zwar dießmal keine; wenn er aber eine kleine Zeit Geduld haben wolle, so werde er ihm von Lebkuchen einen anmessen, zuschneiden und backen; den könne er, wenn er seinem Weibe nicht gefiele, mit ihr essen, alle Morgen einen Bissen davon. Dessen bedankt sich der Herr Bürgermeister aufs höchste, sagt jedoch: er wäre nun so lange nach dem Pelz herum gelaufen, daß er zu warten nicht Zeit genug habe; er müsse wieder heim sein Amt zu verrichten, denn er sei Bürgermeister zu Schilda. Der Lebküchler, der etwas minder gottlos war, als die Vorgemeldeten, und gedachte, der

Herr Bürgermeister wäre lange genug für seine Narrheit herum gelaufen, erbarmte sich endlich über seine Einfalt und zeigte ihm einen rechten Kürschner, bei welchem er Pelze aller Gattung, wie er sie nur begehrte, fand. — Der Kürschner fragte ihn bald: wie groß und lang der Pelz sein solle? „Paßt ihn nur mir an, sagte der Herr Bürgermeister, dann wird er meiner Frau auch gerecht sein, denn mein Hut paßt ihr auch!“ — So wurde denn für die Frau Bürgermeisterin ein gar stattlicher Pelz gekauft, und als ihr Herr Gemahl heimkehrte, empfing sie beide, den Pelz aber noch mehr als den Herrn Bürgermeister, mit tausend Freuden. Der Pelz wurde oben und unten, vorn und hinten, außen und innen betrachtet und gemustert, auch anprobirt und approbirt oder gutgeheißen. Nachher aber begehrte der Herr Bürgermeister, seine Frau solle ihm Küchlein backen: so wolle er eine Wurst dazu geben und ein Maaß Wein bezahlen. Die Frau machte ihm Küchlein, so gut als sie sich nur für einen Bürgermeister ziemen, und darnach aßen sie und thaten je zuweilen einen Schluck aus dem Weinkruge. Die Frau Bürgermeisterin hätte gern öfter getrunken, mußte sich jedoch vor ihrem Herrn dem Bürgermeister etwas schämen. Darum erdachte sie folgende List. „Du glaubst nicht, sagte sie, wie mich dieser Pelz freuet!“ — „Ist es wahr?“ sagte er. „Ja, sagte sie, wenn es nicht wahr ist, so möge mich dieser Trunk verderben.“ Hiermit trank sie einen guten Schluck. Bald sagte sie wieder: „Unsers Nachbarn Knecht hat unsre Magd zur Liebsten.“ — „Ei, sagte der Bürgermeister, ist es möglich?“ — „Ja, sagte die Bürgermeisterin, wenn es nicht wahr ist, so stoße mir dieser Trunk das Herz ab.“ Hiemit gab sie der Flasche einen Druck. Abermals sagte sie: „Unsere Grete und Klausens Tochter haben einander geschlagen.“ — „Ei, sagte der Bürgermeister, was sagst Du?“ — „Ja, sagte sie, wenn es nicht wahr ist, soll dieser Trunk Gift in mir werden.“ Hiebei that

sie noch einen recht herzhaften Schluck. Solches trieb sie so lange, bis sie dem Kruge auf den Boden geschaut hatte und auf den Grund gekommen war.

Neunzehntes Kapitel.

Wie die Frau Bürgermeisterin mit ihrem neuen Pelze zur Kirche stolzirte, die Predigt zu hören, und was sich da begeben.

Die folgende ganze lange Nacht lag seiner W. E. Frau, die neue Bürgermeisterin, in schweren, tiefsinnigen Gedanken, wie sie doch den neugewaschenen Pelz anlegen und darinnen prangen möchte, damit sie ihres Mannes Würde nicht verletze noch verkleinere, wenn sie sich nicht so gravitätisch, als sich einer Bürgermeisterin gebühret, gebährdete. Die gute Frau fürchtete immer, die Nacht währe zu lange und es würde nimmer der Tag kommen, an dem man ihren Pelz sehen könne, und war daher um so erfreuter als sie endlich den lieben Tag hereinbrechen sah. Sobald nur der Morgen grauete, stand sie auf und fing an sich zu putzen. Es war nämlich Sonntag und darum vermeinte die kluge Frau, weil die Nachbarn alle in der Kirche bei einander versammelt wären, sich allda beschauen zu lassen. So nämlich hatte sie es bequem und brauchte nicht von Haus zu Haus und von einem Stalle zum andern zu gehen, um sich besehen zu lassen, welches gar zuviel Zeit gekostet haben würde. Sie war aber mit der Sorge um ihre Reize und den neuen Pelz so beschäftigt, daß sie das Läuten in die Predigt nicht vernahm, und als sie zuletzt, nicht ohne große Mühe und Arbeit, fertig geworden war, und den Herrn Bürgermeister, welcher vor ihr stand und den Spiegel hielt, wohl hundertmal gefraget hatte: ob sie von hinten und von vorn also aussehe, wie sich eine Frau Bürgermeisterin ausnehmen müsse? und er Ja dazu gesagt hatte,

ging sie an ihres gestrengen Herrn Gemahles Seite aus dem Hause der Kirche zu. Sicherlich hat sie über die Gassen hergepranget, wie eine Geiß an einem Strick. — Nun weiß ich nicht, welches Schuld gewesen: ob meine gestrenge Frau die Bürgermeisterin zu lange geschlafen, oder ob der Meßner zu früh geläutet, oder ob der Prediger zu schlecht studirt und also ihm die Predigt allzukurz gewesen sei: genug, als sie mit ihrem neuen Pelz zur Kirche hinein gerauscht kam, war eben die Predigt aus, also, daß Jedermann aufstand. Die gute Frau deutete Solches aber anders, indem sie vermeinte: weil ihr Mann der Herr Bürgermeister und sie deßhalb die Frau Bürgermeisterin wäre, überdieß auch einen nagelneuen Pelz anhätte, so stände die ganze Gemeinde nur ihr und ihrem Pelze zu Ehren auf. Sie sprach deßhalb gar sittlich und tugendlich, sich auf beide Seiten kehrend: „Liebe Nachbarn, ich bitte, wollet sitzen bleiben; denn ich gedenke der Tage noch gar wohl, da ich eben so arm und war und eben so zerlumpt und zerrissen einherging wie Ihr; darum, liebe Nachbarn, nehmet immer wieder Platz.“

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der Kaiser von Denen in Schilda empfangen worden.

Schon vorhin ist gemeldet worden, wie der Kaiser den Schildbürgern durch seinen Gesandten entbieten ließ: wenn sie ihm auf die ersten Worte, so er zu ihnen sprechen würde, reimweise antworten könnten, und ihm halb geritten und halb gegangen entgegen kämen, so wollte er ihnen ihr altes Herkommen bestätigen und noch viel mehr Freiheiten dazu geben. Darüber nun kam die Gemeinde zusammen und hielt fleißig Rath, wie der Sache zu begegnen sei. Sie hatten aber die Frage in

zwei Theile abgetheilet, damit sie desto besser mit ihr zu Recht kommen möchten. Sie handelten erstlich davon, wie man dem Kaiser reimweise antworten sollte; darnach, welchermaßen sie ihm halb geritten und halb gegangen entgegen ziehen und ihn empfangen sollten. Was nun das Erste betraf, so ward abgerathen und beschlossen: sie wollten dem Kaiser zuvorkommen und es also anstellen, daß die ersten Worte, die er zu ihnen redete, gewisse von ihnen vorausbestimmte sein müßten. Ehe er nämlich noch sie angeredet, solle der Bürgermeister zum Kaiser sprechen: Herr Kaiser, seid uns willkommen. Hierauf meinten sie, müsse der Kaiser nothwendig antworten: und Du mir auch. Geschähe dieß aber, so hätten sie gewonnen Spiel, denn der Bürgermeister dürfte dann nur sagen: der witzigste unter uns ist ein Gauch! so hätte er mit einem trefflichen Reime des Kaisers Begehr erfüllet. — Ueber das Zweite aber: wie man dem Kaiser sollte entgegen ziehen? fielen unter andern sonderlich diese Meinungen. Etliche meinten: man sollte sich in zwei gleiche Haufen abtheilen und der eine Haufe reiten, der andere zu Fuß gehen, je ein Reiter und ein Fußgänger in einem Gliede. Andere vermeinten: es sollte ein Jeder den einen Fuß im Steigbügel haben und also mit ihm reiten, mit dem andern Fuß aber auf dem Boden gehen; dieß wäre ja halb geritten und halb gegangen. Noch Andere endlich waren der Meinung, daß man dem Kaiser sollte auf hölzernen Pferden entgegen reiten; denn davon pflege man im Sprichwort zu sagen: Steckenreiten ist halb gegangen. Zudem so seien solche Pferde auch fertiger, hurtiger, musterlicher, leicht gezäumet und gestriegelt und ganz nach des Reiters Sinne zugeritten, so, daß sie auf diese Weise einen gar stattlichen Zug vorstellen würden. Dieser letzten Meinung ward von allen Theilen Beifall gegeben, und beschlossen, daß sich Jeder mit einem Roß bereit halten solle: welches denn fleißig geschehen. Denn es war keiner so arm, daß

er sich nicht ein schönes weißes, graues, braunes, schwarzes, rothes oder gesprenkeltes Pferd, je nachdem er gern beritten gewesen wäre, angeschafft hätte. Mit diesen ihren Rossen nun kamen sie täglich zusammen, tummelten und bändigten sie und richteten sie so aufs trefflichste ab. Als aber der angesetzte Tag herbeigekommen war und der Kaiser mit seinem Hofstaate heranrückte, sprengten die Schildbürger auf ihren Steckenpferden hinaus, ihm entgegen. Wie sie jedoch ein Stück Weges hinaus geritten waren, da wurde dem Herrn Bürgermeister, welcher den ersten Angriff auf den Kaiser machen sollte, zu Muthe, wie manchem braven Helden, wenn er dem Feinde entgegen reiten muß. Er wollte aber seinem Herzen Erleichterung verschaffen, sprengte deßhalb hinter einen Steinhaufen, der am Wege stand, schwang sich vom Pferde und band dasselbe an eine Weide. Noch hatte aber der Herr Bürgermeister sich nicht ganz von seinem Schrecken wieder hergestellt, siehe da kam der Kaiser mit seinem Gefolge heran und die Ritter von Schilda sahen sich bänglich nach ihrem Anführer und Wortführer, dem Bürgermeister um. Dieser lugte etwas über den Steinhaufen, sah die Angst seiner Heerde und sah auch den Kaiser, alle Freiheiten seiner Stadt standen auf dem Spiele, da faßte er sich schnell ein Herz, sprang hervor und packte mit der einen Hand seine vorher gelüfteten Kleider zusammen und reichte die andere dem Kaiser zum Willkommen entgegen. Zur rechten Zeit noch fiel es ihm ein, daß es sich zieme den Hut vor dem Kaiser abzunehmen, aber in welcher Hand sollte er ihn halten?—doch sein feiner Verstand wußte sich alsbald zu helfen, indem er den Filzhut zwischen die Zähne faßte. Mit der linken Hand also sorgte der Herr Bürgermeister, daß sein Herz nicht gar zur Erde fiel und die rechte reichte er dem Kaiser dar, zwischen Hut und Zähnen aber murmelte er: „Nun seid uns willkommen auf unserem Grund und Boden, vester Junker Kaiser!“

Der Kaiser erkannte bald an den Federn, was es für Vögel wären und daß das Geschrei von der Schildbürger Thorheit nicht nichtig und leer wäre, reichte daher dem Bürgermeister auch die Hand und sprach: „Hab Dank, mein lieber Bürgermeister, seid willkommen auch.“ Da sollte nun der Bürgermeister reimweise antworten, wie zuvor unter ihnen war beschlossen worden, aber er wollte sichs erst noch einmal bedenken, damit er sich nicht etwa verschnappe. Wie er nun so bedachte und schwieg, meinte ein anderer Schildbürger, der Bürgermeister habe den Spruch vergessen, wollte daher dem gemeinen Besten, ehe die Gelegenheit entwische, zu Hilfe kommen und brachte also den Reim vor: „der Schultheiß ist ein rechter Narr.“ Zwar sollte er nach der Verabredung sagen: der Witzigste unter uns ist ein Gauch; aber er meinte: Gauch und Narr wären ja Eins, und der Witzigste unter ihnen sei doch allemal der

Bürgermeister und müsse er ihn daher Ehren halber wohl nennen. War also der Schildbürger so klug, wie gar Viele, welche sich jetziger Zeit im Erklären der Schriften klug dünken und vermeinen, an den Worten sei wenig gelegen, wenn nur eben der Sinn herauskomme. — Also ward der Kaiser empfangen und die ritterlichen Schildbürger ritten vor ihm her bis gen Schilda, wo sie ihn aufs Neue empfingen. Denn der Bürgermeister saß ab von seinem hölzernen Roß, stieg auf einen Düngerhaufen und reichte dem Kaiser nochmals die Hand. Es sagte aber der Kaiser zu ihm: „Was thust Du hier auf dem Dünger?" — „Ach, vester Junker Kaiser, antwortete der Bürgermeister, ich armer Teufel bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor Euch trage." — Hierauf führten sie den Kaiser in sein Logament, dazu sie das Rathhaus eingerichtet hatten. Sie erzählten ihm auch alle Geschichten, so sich damit zugetragen; daran er ein gnädigstes kurzweiligstes Wohlgefallen gefunden hat. Auch zeigten sie ihm, um ihn, bis das Essen fertig wäre, zu unterhalten, die Geschichte mit dem Salzgewächs an, mit unterthänigster Bitte und Begehren, wofern ihnen solche Kunst gerathen sollte, sie darüber gnädiglich zu privilegiren und zu befreien, damit nicht Jemand ihnen solche nachthue, ihnen zu unwiederbringlichem Schaden, wie er, der Junker Kaiser, selber wohl erachten könne. Der Kaiser aber war ihnen gar huldreich gesinnet und in ihrer nicht unziemlich vorgebrachten Bitte zu Willen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie die zu Schilda dem Kaiser einen großen Hafen mit Senf verehren.

Nun stunden abermals die Schildbürger in Zweifel und in großen Aengsten: was man dem Kaiser als Ehrengeschenk darbringen sollte? denn sie wollten ihm auf diese Weise ihre un-

terthänige Huldigung darbringen. Sie gedachten aber bei sich: sollten sie ihm Silber oder Gold schenken, das sei bei ihnen sehr theuer, auch habe er desselben sonst die Fülle; sollten sie ihm aber eßbare Dinge schenken, als Kraut, Rüben, Speck, Bohnen, Gerste u. s. w., dessen bedürfe er nicht, denn er sei ohnedem ihr Gast; wie er denn allenthalben Gast sei, wo er nur hin komme. Endlich vereinbarten sie sich, ihm einen großen Hafen mit saurem Senf zu verehren: den könne er brauchen, um sich das Essen damit schmackhaft zu machen. Also ließen sie den Senf alsbald anrühren und in einem nagelneuen Hafen vorrichten; denselben trugen zwei Bürger an einer Stange vor den Kaiser, der Bürgermeister aber hielt die Rede und sprach wie folgt: „Vester Junker Senf, da verehren wir Euch diesen Kaiser und bitten, Ihr wollet ihn für gut und zu Dank annehmen.“ Als der Kaiser solche stattliche Rede hörte, lachte er und zog seinen Hut ab, sich zu bedanken. Aber der Bürgermeister fiel ihm in die Rede, sagend: „Setzet auf, Junker Kaiser, bedecket Euch!“ — „Setze Du auch auf!“ sagte der Kaiser zum Bürgermeister. „Nun so wollen wir, antwortete der Bürgermeister dem Kaiser, zugleich mit einander aufsetzen.“ Als aber die Träger den Hafen niederstellen wollen, weiß ich nicht, wie sie ihm gethan: sie setzen ihn so hart nieder, daß er zu Stücken bricht und all der schöne Senf auf der Erde liegt. „Nun hab Euch St. Veits Plage, sagte der Bürgermeister ganz erzürnt, Ihr Buben, Ihr Schelme, Ihr Diebe, Ihr Mörder, Ihr Ketzer, Ihr Landesverräther! Könnt Ihr nicht Acht haben, Ihr Böswichter! Ach, ach, Junker Kaiser, was ist es für ein trefflicher Senf gewesen! Ueber vier Häuser konnte man ihn riechen und nun liegt er hier im Dreck. Ach, versuchet ihn nur, Junker Kaiser!“ Hiemit fuhr er mit der Hand in den Senf und wollte dem Kaiser von demselben zu kosten geben. Aber der Kaiser wollte nicht kosten, sondern sprach: er rieche schon, daß er sehr gut gewesen

wäre und daure ihn der Schaden; doch wolle er den guten Willen zu Dank annehmen. „Das thut, Junker Kaiser, sprach der Bürgermeister, damit werdet Ihr uns einen Gefallen thun.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Bürgermeister mit dem Kaiser den Imbiß genommen und was sich allda für Reden verlaufen haben.

Es hatte der Kaiser den Bürgermeister und seine Unterthanen geladen, bei ihm die Mahlzeit zu nehmen; und der Bürgermeister hatte sich herabgelassen die Einladung anzunehmen. Als sie nun zu Tische saßen, und zwar der Herr Bürgermeister als vornehmster Gast, wie sich gebührt, zu oberst, fielen mancherlei zierliche Reden vor, von sehr hohen und wichtigen Sachen, welche hier zu erzählen viel zu lang sein würde, daher nur etliche angeführt werden mögen. Der Bürgermeister betrachtete des Kaisers Sohn, der an einem andern Tische saß, fleißig und genau. Das merkte der Kaiser und sprach daher zu ihm: „Was meinst Du zu dem?“ Der Bürgermeister antwortete: „Junker Kaiser, ist es nicht Euer Sohn?“ — „Ja,“ antwortete der Kaiser. „Fürwahr, sprach der Bürgermeister, ich habe es ihm an der Nase angesehen. Aber sagt mir, hat er noch kein Weib?“ — „Nein, sagte der Kaiser, er hat noch keine: weißt Du nicht etwa eine, die für ihn wäre?“ — „Ich wüßte wohl eine, sprach der Bürgermeister, aber es müßte im Stillen zugehen und ich nicht verrathen werden. Es ist ein feines handfestes Weibsbild. Wenn sie der Junker Kaiser nur einmal sehen sollte, wie sie alle Morgen im Mist bis über die Knie stehet und arbeitet, ich weiß — Ihr würdet auch Euer Wohlgefallen an ihr haben.“ — „Wie wäre es denn zu machen? sagte der Kaiser, wie meinst Du, daß wir es angreifen sollen?“ — „Was gebt Ihr drum, Junker Kaiser, sprach der Bürgermeister, so will ich es Euch sagen? Ha! (hierauf that er einen guten Trunk und

fuhr dann fort:) wenn Ihr mir ein Paar Hosen geben wollt und meiner Frau ein Paar schöne rothe Strümpfe, wie die Störche haben, so will ichs machen, daß er sie zu sehen bekommt und daß sie ihn nimmt!" Der Kaiser versprach dem Bürgermeister, was er verlangt hatte, und so war der Handel geschlossen; doch mußte der Kaiser noch Stillschweigen versprechen. „Denn, sagte der Bürgermeister, wenn es die andern Bursche erführen, so würde bald Einer kommen und Euren Sohn ausstechen. Doch ich möchte wohl wissen, sprach der gestrenge Herr Bürgermeister ferner, was Euer Sohn, Junker Kaiser, für eine Handtierung triebe, damit ich ihren Aeltern Meldung davon thun könnte. So würde die Sache einen desto bessern Fortgang haben, Junker Kaiser." — „Nichts hat er gelernt, sprach der Kaiser: was meinst Du aber, das er noch lernen könne? er ist noch jung und stark: wozu meinst Du, daß er tauglich wäre? Oder was treibt der Jungfrau Vater, ob er diesem vielleicht beistehen könnte?" — „Es ist wohl wahr, Junker Kaiser, sprach der Bürgermeister, er hat noch einen jungen starken Rücken: es ist aber zu besorgen, daß ihm nicht etwa ein faul Schelmenbein darinnen gewachsen sei; denn das pflegt gern zu geschehen, wenn die Kinder also auf der Bärenhaut erzogen werden. Darum wird wohl sobald nichts aus der Hochzeit, weil er nichts gelernt hat. Wollt Ihr ihn aber ein halb Jahr bei dem Vater der Jungfer als Knecht verdingen, so wird sich zeigen, wie ihm die Arbeit schmeckt und wie er sich anstellt. Dann ist immer noch Zeit weiter zu handeln, Junker Kaiser." — „Wer ist aber, sprach der Kaiser, der Jungfrau Vater?" — „Das will ich Euch sagen, sagte der Bürgermeister, wenn ich getrunken habe (da that der Bürgermeister von Schilda abermals einen guten Trunk), doch heimlich in ein Ohr, damit es Niemand höre." Als ihm nun der Kaiser ein Ohr geneigt, sagte er: „Es ist der Schweinhirt allhier, welchem Wir erst vorgestern zu diesem Amte ge-

holfen haben, nachdem Wir selbst es niedergelegt, und von welchem Wir hoffen, weil er ein feiner, bescheidener und braver Mann ist, er werde noch dermalen einst auch Bürgermeister werden; wie denn auch ich aus einem Schweinhirten zu solchen Ehren erhoben worden bin. So ist auch seine Tochter ein gar stattlich, flinkes Weibsbild, und wäre gar wohl für Euern Sohn, wenn er etwas Tüchtiges lernen wollte, damit er später sein Brot verdienen und Weib und Kind ernähren könnte, Junker Kaiser.“ Der Kaiser dankte dem Herrn Bürgermeister für sein freundliches Anerbieten und sagte, er wolle die Sache ferner in Ueberlegung ziehen und ihn seinen Entschluß schriftlich wissen lassen; welches noch geschehen soll.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger den Kaiser zu Gast gebeten und ihm eine saure Buttermilch vorgesetzt, auch was sich dabei zugetragen.

Als nun die Schildbürger mit dem Kaiser die Mahlzeit eingenommen und obgemeldete Reden sich verlaufen hatten, trat der Bürgermeister vor den Kaiser und sprach in seinem und der ganzen Gemeinde, als seiner Unterthanen, Namen, ungefähr folgendermaßen: „Ehrsamer Junker Kaiser, wir haben Euch das Eure verzehrt und vertrunken, darum ist es billig, daß wir Euch auch wiederum etwas nach unserm Vermögen erzeigen. Daher bitten wir Euch, Junker Kaiser, uns nicht zu verschmähen, zu uns zu kommen und einen Abendtrunk mit uns zu thun. Da sollt Ihr unser Gast sein und wollen wir guter Dinge mit einander sein; doch müßt Ihr vorlieb nehmen, Junker Kaiser.“ — Der Kaiser, welchem die Schwänke und Possen wohlgefielen, war willig, um der Kurzweil willen; doch mit dem Bescheid, daß sie ihn mit dem Trinken nicht nöthigen wollten. „Seid ohne Sorge, Junker Kaiser, sagte der Bürgermeister,

wir wollens gnädig mit Euch machen!“ Also kam der Kaiser, nachdem er die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen (darunter die Kanzel, welche sie für ihren Pfarrer hatten bauen und ringsum mit Eisen beschlagen lassen, damit sie die Kraft seiner Rede auszuhalten vermöge), — zu den Schildbürgern zur Abendmahlzeit. Mancherlei köstliche und seltene Gerichte wurden da aufgetragen, als Erbsen, Linsen, Hirsebrei; das beste von allen aber war das letzte, nämlich eine frische, kalte, saure, weiße Buttermilch. Nun hatten sie den Kaiser hinter den Tisch gesetzt und der Bürgermeister saß neben ihm und leistete ihm Gesellschaft; die übrigen Schildbürger aber standen rings um den Tisch herum. An einem andern Tische saß des Kaisers Sohn, dem sie zur Gesellschaft etliche junge Bursche zugegeben hatten. Sie hatten aber zweierlei Brot in die Milch gebrockt: vor des Kaisers Ort hatten sie weiße Semmelwecken eingeworfen; vor der Andern Ort lag schwarz Brot. Indem sie also Alle aus Einer Schüssel essen, der Junker Kaiser das weiße, die Schildbürger aber das Haberbrot, ach Unglück! da erwischet ungefähr ein Schildbürger einen Brocken von dem weißen Brot und schiebt ihn in den Mund. Wie solches der Herr Bürgermeister sah, entbrannte er in gerechtem Zorn und schlug den Tölpel, der eben wieder in die Schüssel fahren wollte, auf die Hand und sagte: „Sollst Du des Junker Kaisers Brot essen?“ Der Flegel erschrack sehr und weil er denselbigen Bissen noch ganz in dem Mund hatte, zog er ihn fein wieder heraus, legte ihn in die Schüssel und stieß ihn heimlich vor des Kaisers Ort. Der Kaiser sah es aber, wischte daher seinen Löffel und schenkte den Schildbürgern die noch übrige Milch sammt dem Weißbrot darin: welche die Verehrung zu großem Dank annahmen, die Milch mit einander vollends verzehrten und des Junker Kaisers Freigebigkeit lobten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Kaiser begehrte, die Bauern sollten ein Urtheil über einen todten Wolf fällen, und wie dasselbe ausfiel.

Der Kaiser verwunderte sich über der Schildbürger närrische Possen, und wußte nicht, wie er es verstehen und auslegen sollte, daß sie zuvor wegen großen Verstandes und Weisheit so berühmt gewesen, und jetzt so grobe Narrheiten und possirliche Possen rissen. Er wollte daher recht erfahren, ob ihnen mit ihrer Thorheit auch Ernst wäre, oder ob sie dieselbe nur geflissentlich angelegt hätten. Daher gab er ihnen, solches zu erfahren, eine Frage auf, darüber sie zu Gericht sitzen und ihm ihres Raths Abschied sagen sollten. Die Frage aber war diese: Als er neulich bei ihrer Stadt durch den Wald gereist, habe er einen todten Wolf, welcher gestorben gewesen, gefunden: da sollten sie ihm nun sagen, welches die Ursache seines Todes gewesen sein möchte? Als hierüber das Gericht besetzt und der Kaiser durch seinen, nach Recht erlaubten Fürsprecher die Frage hatte vorbringen lassen, fielen endlich viererlei Meinungen, deren jede ihren Anhang hatte. Die erste sagte: der Wolf wäre in der großen Kälte und tiefem Schnee baarfuß gegangen, habe ihm deßwegen die Kälte also zum Herzen geschlagen und ihn so hart angegriffen, daß er davon habe sterben müssen. Die andere Meinung vermeinte: seit einmal der Wolf mehr zu Fuß gelaufen, denn aber geritten wäre, sei er vielleicht gejagt worden, und als er nicht mehr Athem gehabt, sei er erstickt. Das dritte Urtheil war dieses: der grausam große Schmerz und Wehthun, den er gehabt, habe ihn ums Leben gebracht; denn ihm sei alle seine Tage niemals so wehe gewesen, als eben in der Stunde, da er gestorben. In des Bürgermeisters Kopf steckte das vierte Urtheil, das lautete zu Deutsch also: „Wir sind, liebe Nachbarn, an unserem Viehe wohl inne worden, woran der Wolf

gestorben sei; denn wir haben dessen gar viel verloren, welches er alles gefressen hat. Nun ist es wohl zu erachten, demnach er keine Haushaltung gehabt und Niemand, der sein gewartet, weder verheirathet gewesen noch eine Kellnerin gehalten, er habe mehr rohes Fleisch gegessen, denn gesottenes, gebackenes oder gebratenes. So sind die alten Kühe, welche er je zur Zeit oft Hungers halber hat fressen müssen, auch nicht allwegen für seinen Magen zu verdauen gewesen, zumal in vergangener großer Kälte. Zudem hat er Alles verzehrt, was er nur hat bekommen können, auch das gestorbene Vieh; denn meinem Gevatter, sagte der Bürgermeister, starb kürzlich eine alte Kuh, die war siech: die hat er auch also roh in dieser Kälte verschluckt (er hätte sie doch wenigstens in eine Pastete backen lassen sollen) und kalt Wasser darauf gesoffen, das habe ihm nun den Magen erkältet und verdorben und sich daher viel Schleims und Unraths ihm an die Leber gehängt, daher ihm großes Grimmen und Wehtage entstanden. Sollte es denn ein Wunder sein, daß er endlich daran gestorben ist? Sogar unser Einer, der Wir doch Bürgermeister zu Schilda sind und viel zu vertragen vermögen, müßte wohl daran erwürgen.“ Auf diese Rede ward eine Umfrage gethan und einhälliglich beschlossen: der Bürgermeister hätte die beste Ursache angezeigt; welches denn noch zum Ueberfluß an des todten Wolfs Zähnen zu sehen wäre, weil sie also weiß seien, die doch sonst ob der heißen Speise pflegen schwarz zu werden. Solche ihre Rathserkenntniß ließ der Edle und Wohlweise Rath an den Kaiser gelangen, welcher sprach: sie hätten recht und wohl hierinnen geurtheilt, wäre davon nicht zu appelliren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger eine Bitte an den Kaiser thäten und dieselbige gewährt wurde.

Nachdem aber der Kaiser länger bei ihnen geblieben, denn er willens gewesen, kam endlich die Zeit, daß er wieder von ihnen abscheiden und des Reichs Geschäfte verrichten sollte. Er fügte ihnen solches zu wissen, mit Erbietung: hätten sie etwa Beschwerden, das sollten sie ihm anzeigen, so wollte er Fürsehung thun, daß sie einen Gnädigsten Herrn an ihm hätten. Darüber freuten sich die Schildbürger nicht wenig und ließen ihm daher durch ihren Bürgermeister, im Namen und von wegen Eines Edlen und Wohlweisen Raths ihr Begehren folgendermaßen vortragen: Demnach sie vor Zeiten von fremdausländischen Fürsten und Herren viel und oftmals beschickt und von Haus abgefordert worden seien, aber inzwischen an dem Ihren großen Schaden und Versäumniß erlitten hätten; seien sie aus obvermeldeter Ursache veranlasset und gezwungen worden, großem Ungemach vorzukommen und, hochschädlichen Abgang ihrer Güter zu vermeiden, solche närrische Weise an sich zu nehmen: ob man sie etwa des Abforderns erließe und sie bei Haus und Hof bleiben möchten. Und dieweil sie gespüret und befunden, daß ihnen solches bisher ersprießlich und nützlich gewesen, daher bedacht, also fortzufahren, aber sich besorgen müßten, weil die Welt boshaft, daß sie an solchem ihren Vorhaben möchten aufgehalten, verhindert, verlacht und verhöhnet werden, wie denn heutiges Tages kein Narr sicher sei, daß ihn nicht Jedermann für einen Narren halten wolle: als lange ihr E. W. Bitte und Begehren an den Junker Kaiser, solch ihr Vorhaben nicht nur zu bestätigen, sondern sie auch soweit zu befreien, daß sie von Männiglichen daran ungehindert, unbekümmert und unverirret sein sollen u. s. w. — Als der Kaiser solche ihre Bitte angehöret und ganz ziemlich zu sein erachtete, erlaubte

er es ihnen gnädiglich, versicherte sie auch noch darüber mit dazu gehörigen Sigillen und Briefen, deren Auszug hiernach folget. Also zog der Kaiser, nachdem er seine Kurzweile genug gehabt, hinweg: da denn die Schildbürger ihn mit ihrer oben bemeldeten Ritterschaft geleiteten; für welches der Kaiser ihnen eine gute Verehrung geben und danken ließ.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Auszug des Freiheitsbriefes, welchen die Schildbürger bei dem Kaiser ausgewirkt haben.

Wir rc. Kaiser rc. fügen hiemit zu wissen und thun kund Männiglichen, daß vor Uns in aller Unterthänigkeit erschienen sind Unsere Lieben und Getreuen, Bürgermeister und ganze Gemeinde zu Schilda, und Uns bittweise vorgebracht: Demnach sie Raths worden, um Besserung ihres Nutzens willen ein neues Leben fürderhin anzufangen, inmaßen sie Uns dessen berichtet und verständigt, und aber zu solch ihrem Vorhaben ihnen Unsere Kaiserliche Gnaden und Privilegia hochnothwendig sein wollen: als wollen sie Uns auf das dringendlichste darum angesuchet haben, mit Bitte, ihnen ihr Vorhaben zu bestätigen und genugsamlich zu verwahren. Solche ihre Bitte haben Wir als ziemlich geachtet, und demnach Wir Männiglichen zu dienen, Schaden zu wenden und Nutzen zu fördern, bereit sein sollen: so setzen Wir und wollen, daß jetzt obvermeldete Schildbürger, Unsere lieben, getreuen und kurzweiligen Unterthanen, in solchem ihrem Vorhaben und neuer Weise zu leben fürderhin also fortfahren und daran von Niemand gehindert werden sollen, weder mit Worten noch mit Werken, ohne Gefährde, auf keine Weise noch Wege: bei Vermeidung Unser und des Reichs Ungnade und Strafe, Jedem kund und zu wissen, der gefährlicher Weise

darwider fahren möchte. Auch haben Wir ihnen zum Ueberfluß, angesehen alle ihre kurzweiligen Dienste und Gefallen, so sie Uns während Unserer Anwesenheit erzeigt und geleistet, diese Gnade und Freiheit gethan, wollen sie auch von Männiglichen gehalten haben, daß sie nämlich darum, was sie je anfangen und treiben werden, oder auch schon getrieben haben, von Keinem, wer er auch ist, hohen und niederen Standes, sollen angetastet, verlacht, verachtet, ausgepfiffen, ausgepocht, gehöhnet oder vexiret werden, weder ins Angesicht noch im Rücken, weder mit Worten noch mit Werken, in keine Weise noch Wege, bei Vermeidung abermals Unser und des Reichs Ungnade und unnachläßiger Pön und Strafe, hernach vermeldet. Wir wollen auch endlich und setzen, daß Unsere Lieben und Getreuen, der Bürgermeister und die ganze Gemeinde zu Schilda, ihrem Begehren nach, inner und außer dem Utopischen Reich, Unsers kurzweiligen Rathes sein und bleiben sollen, zu ewigen Zeiten, in allen Orten und in was Form, Weise und Weg ihnen gelieben und gefällig sein wird, von Männiglichem daran Ungehindert und unangefochten, bei Pön und Strafe einer Narrenkappe, daran eine, zwei, drei oder mehr Schellen gehangen, je nach Größe der Ueberfahrung und Schuld, welche dem Uebertreter, so oft und dick er darauf ergriffen wird, aufgesetzt und nicht eher wieder abgenommen werden soll, bis er sich mit dem Beleidigten vertragen und noch zum Ueberfluß zween Gülden bei einem Wirth zur Strafe verzehrt habe. Solches ist Unser Wille und endliche Meinung, welcher zu Urkund Wir ihnen dieser unser Kaiserlichen Bullen Auszug vergönnet und erlaubt haben. So geschehen im Jahre ꝛc.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger des Kaisers Letze verzehreten, ihre Füße verwechselten und dieselben nicht mehr zu unterscheiden vermochten, doch zuletzt Jeder die seinen wiederfand.

Nachdem nun der Kaiser hinweg gewesen und denen zu Schilda eine gute Letze hinterlassen hatte, wurden sie Raths, dieselbige auf einem Dorfe, ehe sie wieder heimkehrten, zu verzehren. Also sprengten sie mit ihren Steckenpferden in das nächste Dorf und zechten nach Kräften. Und als sie satt und trunken waren und dennoch Etwas zum Besten vorhanden war, welches auch mußte verzecht sein, kam sie ein Gelüst an, auf eine grüne lustige Aue hinaus zu spazieren und gleich andern vornehmen Herren so lange mit Spazierengehen sich zu erlustigen, bis sie eine andere Mahlzeit zu verzehren im Stande wären. Also gingen sie hinaus, vergaßen auch nicht, einige gute Flaschen Weins mitzunehmen, damit in solcher Hitze der Magen ihnen nicht ausdörre und etwa platze, daß er ferner keinen Wein mehr zu halten vermöge, und lagerten sich in das grüne Gras, zechten bis zum Abend und waren überaus guter Dinge. Weil sie aber im Zechen die Beine durcheinander geschränkt hatten und nicht gar gut mehr die Farbe ihrer Beinkleider zu unterscheiden vermochten, so konnte, als sie sich zum Heimgehen anschickten, Keiner seine Beine von denen der Andern unterscheiden. Sie saßen also da, guckten je Einer den Andern an und fürchtete Jeder, ein Anderer nähme ihm seine Füße, oder er einem Andern seine Beine: waren folglich in großer Angst. Da sie nun einander also angafften und nicht wußten, was hier zu thun sei, sieh, da ritt Einer ungefähr vorüber auf einem Pferde (nicht etwa auf einem Esel), den riefen sie herzu und klagten ihm ihren Jammer, mit Bitte, könne er Etwas, dadurch ihrer Jeder seine Füße wiederum bekomme, so möge ers brauchen und nicht sparen; sie wollten es ihm auch nebst größter

Danksagung wohl bezahlen. Er sprach: das könne er wohl; stieg ab und schnitt sich einen gehörigen Prügel von einer Weide. Hiernach aber tritt er unter die ehrbaren Schildbürger und fängt an dem Ersten Besten auf die Beine zu schlagen: und welchen er traf, der sprang geschwind auf und hatte seine Beine wieder, denn der fremde Gesell hatte sie ihm gefunden. — Nachdem so Einer nach dem Andern aufgesprungen, da blieb zuletzt nur noch ein Einziger sitzen, der rief gar kläglich: „Lieber Herr, soll ich meine Beine nicht auch haben? wollt Ihr das Geld nicht an mir auch verdienen? oder sind etwa diese mein?“ Jener aber sprach: „Wart, wir wollen sehen!“ und gab ihm hiemit einen Hieb, daß es flammte. Also sprang dieser Letzte auch auf: und hatten also die Schildbürger Jeder seine Füße wieder bekommen, waren froh, schenkten dem Manne aus Dankbarkeit, was sie bei sich hatten, zogen heim und gedachten ein andermal besser auf ihrer Hut zu sein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie zwei Schildbürger mit einander die Häuser vertauschen.

Den Schildbürgern war ihre privilegirte Narrheit so wohl gediehen, daß sie fortan nichts weder denken noch thun konnten, was nicht eitel närrisch gewesen wäre. So waren zwei unter ihnen, die hatten etwa gehört, daß die Leute zu Zeiten mit Tausch viel gewonnen hätten, und gedachten daher, sie wollten ihr Heil auch an einander versuchen und wagen. Daher nun werden sie Eins, um ihre Häuser mit einander zu tauschen. Solches aber geschah beim Wein, als sie des Kaisers Letze verzechten. Wie denn solche Sachen gern zu geschehen pflegen, wenn der Wein ist eingeschlichen und der Witz ist ausgewichen. Als nun Jeder dem Andern sein Haus einräumen sollte, brach der Eine, welcher zu oberst im Flecken Schilda wohnte, sein Haus

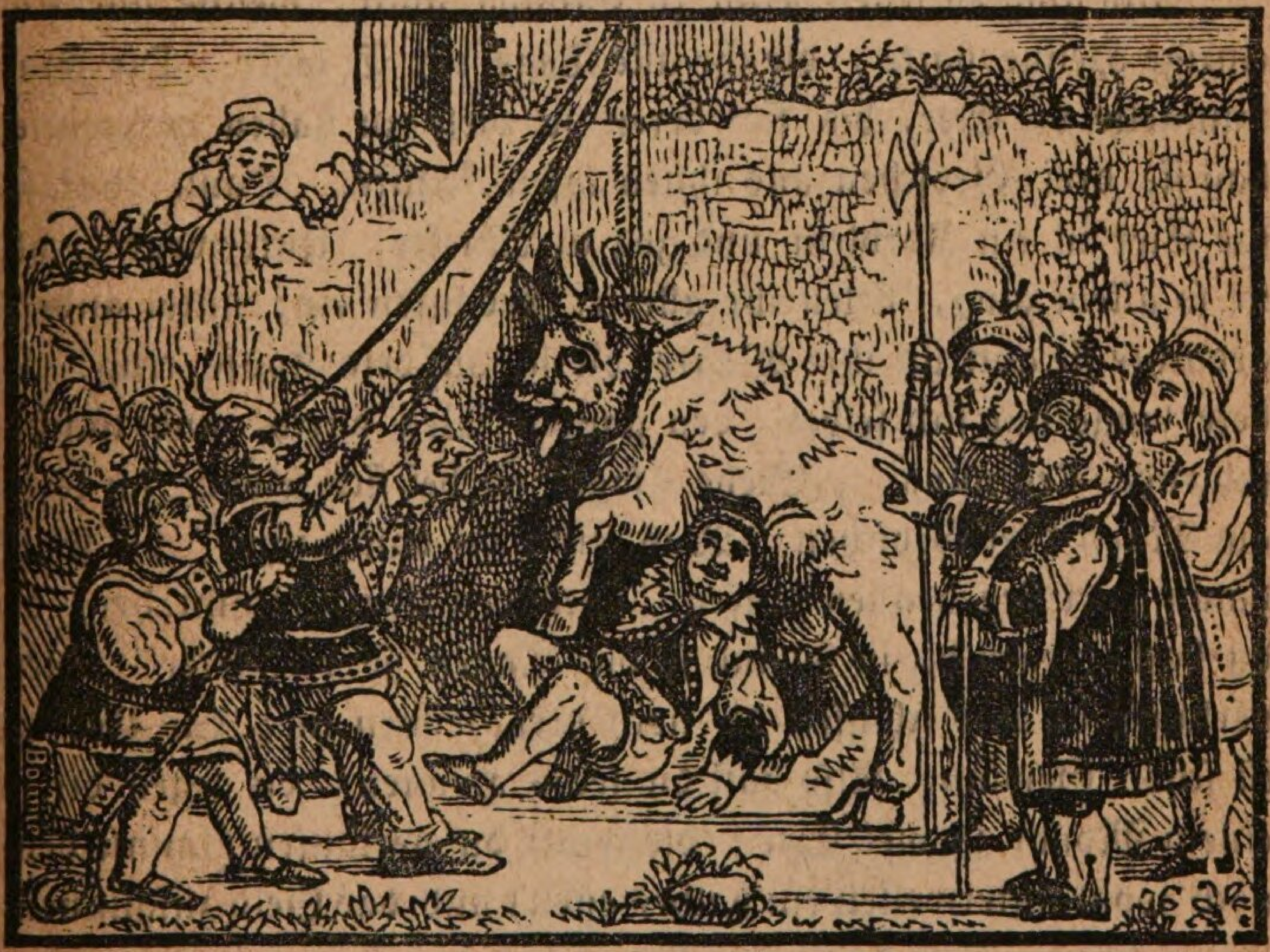
ab, packte es auf etliche Wagen (denn dazumal hatten die Bauern und Bürgerleute noch nicht so große Paläste, als sie jetzt haben) und führte es so stückweise hinab. Der Andere aber, welcher zu unterst in Schilda wohnte, brachte eben so sein Haus hinauf. Auf diese Weise hatten sie einander den Tausch gehalten und geliefert und glaubten Jeder nicht wenig dabei gewonnen zu haben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger das Gras auf einer alten Mauer durch ihr Vieh wollen abweiden lassen.

Die Schildbürger waren ernsthaft in ihrem Thun, sonderlich in Betrachtung des gemeinen Nutzes, damit derselbe allenthalben aufginge und zunähme und nirgend Schaden litte. Einstmals gingen sie hinaus, eine alte Mauer zu besehen, welche von einem alten Gebäude noch überblieben war: ob sie die Steine vielleicht nützlich verwenden könnten. Nun war auf der Mauer schön langes Gras gewachsen, das bedauerten die Schildbürger, daß es verloren sein sollte und Niemand zu Nutzen kommen. Sie hielten daher einen Rath: wie man es wohl verwenden möge? Da fielen nun vielerlei Meinungen: die Einen vermeinten, man sollte es abmähen; aber Niemand wollte sich eines Solchen unterstehen und sich auf die Mauer wagen. Andere vermeinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so wäre am Besten, daß man es mit einem Pfeil abschösse. Endlich that der Bürgermeister seinen Mund auf und rieth, man sollte das Vieh darauf gehen lassen, das würde es abfressen, so dürfte man es weder abmähen noch abschießen. Solchem Rath, als dem besten, fiel die ganze Gemeinde zu, und zur Danksagung ward ferner erkannt, des Bürgermeisters Kuh sollte zuerst des guten Raths genießen; welches der Bürgermeister dankbar in seiner Kuh Namen annahm. Sie machten also

der Kuh ein starkes Seil mit einer Schlinge um den Hals, warfen es über die Mauer und fingen am andern Ende an zu ziehen. Als aber die Schlinge sich zuzog, fing die Kuh an zu erwürgen, und wie sie fast hinauf war, streckte sie die Zunge heraus. Solches sah ein Schildbürger, der schrie: „Zieht, zieht! Leib und Seele hanget an einander.“— „Zieht noch einmal, zieht! sprach der Bürgermeister; sie hat das Gras schon geschmeckt und die Zunge darnach ausgestreckt. Zieht, zieht! sie ist bald droben. Sie ist so tölpisch und ungeschickt, daß sie sich selber nicht helfen kann: es sollte sie Euer Einer vollends hinauf stoßen.“



Aber es war vergebens, die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinauf bringen. Sie ließen sie also wieder herab: da war sie todt. So hatten sie an ihr ein rechtes Gemeindeessen für gemeinsam verrichtete Arbeit und durfte der Bürgermeister dabei als Gastgeber nicht fehlen.

Dreißigstes Kapitel.

Von einer Schildbürgerin, welche mit Eiern zu Markte ging, ihres künftigen Glücks Rechnung machte und wie es ihr ergangen.

Es ist ein altes, aber gemeines Sprichwort, welches sagt:

Das Hoffen und das lange Harren
Gewißlich Manchen macht zum Narren.
Wer ohne Wirth die Zech will machen,
Der rathet übel seinen Sachen.

Also ging es jener Frau zu Schilda auch, welche nur eine einzige Henne hatte, die ihr alle Tage ein Ei legte. Die Frau sammelte die Eier, bis sie deren so viele zu haben vermeinte, daß sie drei Groschen aus ihnen lösen konnte. Dann that sie die Eier in ein Körblein und zog zu Markte. Unterweges, als sie so allein ging, fielen ihr allerlei Gedanken ein; unter andern gedachte sie auch an ihre Waare, die sie auf dem Kopfe trug, redete lange mit sich selber, den ganzen Weg durch, und machte folgende Rechnung. „Siehe, sagte sie bei sich selber, du lösest am Markt drei Groschen. Was willst du damit thun? du willst damit zwei Legehennen kaufen. Dieselben zwei, sammt der, die du hast, legen dir in so und so viel Tagen so viel Eier. Diese verkaufst du und schaffest dir noch drei Hennen an; das Uebrige ist schon Gewinn. Also hast du sechs Hennen: die legen dir in einem Monat so viel Eier; die willst du verkaufen (kannst dennoch wohl unterweilen ein halbes essen) und das Geld zusammenlegen. Also kannst du Nutzen haben von den Hennen: die alten, so nicht mehr legen, verkaufst du, ist Eins; die jungen legen dir Eier, ist das Andere; sie brüten dir Junge aus, die du zum Theil ziehen und den Haufen mehren, zum Theil verkaufen und Geld daraus machen kannst, ist das Dritte; auch kannst du sie rupfen, wie die Gänse, ist das Vierte. Aus dem zu-

sammengelegten Gelde willst du darnach etliche Gänse kaufen, die tragen dir auch Nutzen, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Also hast du Nutzen von Hennen und Gänsen und kömmst in acht Tagen so und so weit. Nach solchem willst du eine Geiß kaufen, die gibt dir Milch und junge Zicklein. Also hast du: junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Milch, Zicklein und Wolle; denn du willst versuchen, ob sich die Geiß vielleicht scheeren lasse. Nach solchem willst du eine Schweinmutter kaufen, so hast du Nutzen zu vorigem Nutzen, mit jungen Ferkeln, Speck, Würsten und anderm. Nach solchem willst du eine Kuh kaufen, die gibt dir Milch, Kälber und Dünger. Was willst du mit dem Dünger thun, so du keinen Acker hast? Du willst einen Acker kaufen, der gibt dir Korn, daß du keins mehr kaufen darfst. Darnach willst du Rosse kaufen und Knechte dingen, die dir dein Vieh versehen und den Acker bauen. Darnach willst du Schafe kaufen. Darnach willst du dein Haus größer machen, damit du noch an Andere vermiethen kannst. Darnach willst du mehr Güter kaufen. Also kann es nicht fehlen. Denn du hast Nutzen: von jungen und alten Hühnern und Hähnen, von jungen und alten Gänsen, von Eiern, von Geißmilch, Wolle, von jungen Zicklein und Lämmern, von Schweinen, von Kühen (denen du auch etwa die Hörner absägen und den Messerschmieden zu kaufen geben willst), von Kälbern, von Aeckern, von Wiesen, von Hauszins und anderm. Darnach willst du einen jungen Mann nehmen, mit dem willst du in Freuden leben und eine Gnädige Frau sein. O, wie willst du dir so wohl sein lassen und Keinem ein gut Wort geben! Juchhe, Juchhei, Juchhoppsas!“ Mit solchen Gedanken verstieg sich die gute Frau so tief, daß sie nicht mehr wußte, was außer und auf ihrem Kopfe war und war fast einem Trunkenen gleich: darum, als sie: Juchhoppsas! schrie, wollte sie auch einen Arm dazu aufwerfen und einen

Sprung thun; aber o weh! da stieß sie mit dem Arm gegen den Korb mit den Eiern, daß er herunter fiel und die Eier alle zerbrachen. Hiemit lag alle ihre Gnädige=Frauenschaft im —.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie die zu Schilda eine lange Wurst machten und sie nicht kochen konnten.

Es hatte ein Schildbürger ein tüchtiges Schwein, das wollte er behalten und mästen. Das Schwein aber kam in eines andern Bürgers Scheuer und fraß in Folge des Triebes, welcher Hunger genannt wird, ein gutes Theil Hafer. Der Schildbürger, den der Schaden getroffen, nahm das Schwein beim Ohr, führte es vor einen E. W. Rath und wurde klagbar wider dasselbe. Der Rath berief die Gemeinde und von dieser wurde das Schwein als ein Dieb einstimmig vom Leben zum Tode verurtheilt. Nachdem nun im hochnothpeinlichen Halsgericht Zeter! geschrien und der Stab über das Schwein gebrochen worden war, wurde es alsbald mit dem Messer, wie das Recht mit sich gebracht hatte, vom Leben zum Tode gerichtet, und fiel alles sein Hab und Gut, Haut und Haar, den Richtern heim, es zu verfressen. Denn dieweil es mit Fressen das Leben verwirkt, wäre auch billig, daß es mit gleicher Strafe gestraft und auch gefressen würde. Nun wollten die Schildbürger Alles zu gemeinem Nutzen ziehen und damit nichts zu unnütz abginge, auch Würste machen. Sie nahmen daher das Gedärm des Schweines, wuschen es aus und füllten es, so lang es war, mit Speck, Blut, Leber, Lungen, Hirn, kleinen Beinlein und anderm, was man zu einer Wurst zu nehmen pflegt, und machten eine einzige Wurst, die war so lang als der ganze Darm. — Als nun der Tag kam, daß sie das

Urtheil vollenden und das Schwein auffressen sollten, da sollte die lange Wurst zum Voressen dienen. Sie konnten aber keinen Hafen finden, welcher lang genug gewesen wäre, um die Wurst der Länge nach in ihm zu kochen; denn sie waren der Meinung, der Hafen müßte so lang sein, als die Wurst; wußten also nicht, was zu thun wäre. Denn es wollte auch kein Töpfer oder Hafner unternehmen, einen so langen Hafen zu machen. In solchem Zweifel und Unmuth geht der Schildbürger einer durch das Dorf hinab, und als er bei etlichen Gänsen vorbei gehet, fingen dieselben an zu schreien: Gigag, gigag! Der Schildbürger aber verstand: zwiefach, zwiefach! war überaus froh und lief zur Gemeinde, die noch der Wurst wegen Rath hielt, zurück und sprach: Es sei ihnen Allen wohl eine Schande, daß sie erst jetzt von den Gänsen lernen müßten, daß man die Wurst müsse zwiefach in den Hafen thun. Als die Gemeinde solches gehört, nahmen sie es ferner zu bedenken und ward allda geschlossen (denn sie waren gute Technici): könne man die Wurst zwiefach kochen, so lasse sie sich auch dreifach kochen (denn was sich zweie, das dreie sich auch gerne), deßwegen auch vierfach und noch mehrfach. Also legten sie die Wurst so oftfach zusammen, bis sie in einen gemeinen Hafen gelegt werden konnte (denn sie konnte nicht selber hinein springen). Sie ward also gekocht und ausgetheilt und Jedem ein Stück davon gegeben, welches ihm drei Mal um das Maul ging. Denn es mußte Jeder den einen Zipfel von der Wurst ins Maul nehmen und heben, mit dem andern Theil fuhren sie um den Kopf und wenn sie das dritte Mal zum Maul kamen, so biß er es ab: das war alsdann sein Theil. Davon ist das Sprichwort noch heut zu Tage vorhanden, daß die Schildbürger sprechen: Man muß dir eine Wurst braten, die dir drei Mal ums Maul geht.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Mühlstein gruben und Einer mit demselben hinweg lief.

Es hatten die Schildbürger eine Mühle gebaut, zu welcher sie mit allgemeinem Werk auf einem hohen Berg in einer Steingrube einen Stein gehauen und den mit großer Mühe und Arbeit den Berg herab gebracht. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie die Bauhölzer, so sie zu ihrem Rathhaus gebraucht, so leicht den Berg hinab gebracht, als sie dieselben selbst den Berg hinab laufen ließen, und sagten daher unter einander: „Geschwind laßt uns unsre schwere saure Arbeit, die wir uns unnöthiger Weise gemacht, wieder einbringen, indem wir den Stein wieder hinauf tragen und ihn selbst den Berg herab laufen lassen, wie wir auch mit unserm Bauholz gethan haben.“ — Solches gefiel ihnen Allen. Sie trugen also den Stein mit viel größerer Mühe wieder auf den Berg; und wie sie ihn eben wieder hinabstoßen wollten, sprach Einer unter ihnen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hin gelaufen sei? wer will es uns unten sagen?“ „Ei, sagte der Bürgermeister, welcher den Rath gegeben hatte, diesem ist leichtlich zu helfen; denn es muß sich Einer von uns in dieß Loch stecken (wie denn die Mühlsteine in der Mitte ein großes Loch haben) und mit hinab laufen.“ Das ward nun für gut angesehen und alsobald Einer erwählt, welcher den Kopf in das Loch gesteckt und mit dem Stein den Berg hinab gelaufen ist. Nun war zu unterst am Berg ein tiefer Fischweiher, in den fiel der Stein sammt dem Tropfe, also daß die Schildbürger beide, den Stein und den Mann, verloren, und Keiner wußte, wo sie hingekommen sein mochten. Daher fiel ein Argwohn auf den Gesellen, welcher mit dem Stein gelaufen, als wäre derselbe mit dem Mühlstein entlaufen und wollte

ihnen also das Ihre entfremden. Die Schildbürger ließen daher in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken öffentlich Briefe anschlagen: Wo Einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man einziehen und ihm, als einem, der gemeines Gut gestohlen, sein Recht ergehen lassen. Aber der arme Teufel lag im Weiher und war todt. Er hätte wohl gar gern den bösen Halskragen wieder hergegeben, aber der hatte ihn so tief hinuntergezogen, daß er, nachdem er genug Wasser getrunken, ja mehr, als ihm gut war, zu Tode starb und noch heutiges Tags todt ist und todt bleiben will, soll und muß.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Schildbürger haben Mitleid mit einem armen Nußbaum und was sie mit ihm vorgenommen haben.

Nicht ferne von Schilda floß ein Wasser vorüber, an dessen Ufer ein großer Nußbaum stand. Von diesem hing ein großer Ast hinab bis über das Wasser, und es fehlte wenig, daß er es berührte. Die Schildbürger bemerkten dieses, und weil sie einfältige, liebe, fromme Leute waren, dergleichen man heutigen Tags wenige findet, so hatten sie herzliches Erbarmen über den guten Nußbaum und großes Mitleiden mit ihm. Sie gingen deßhalb zu Rath: was doch dem guten Nußbaum fehlen möge, daß er sich also zum Wasser neige? Als nun hierüber mancherlei Meinungen fielen, sagte zuletzt der Herr Bürgermeister: Ob sie nicht närrische Leute wären? Sie sähen doch wohl, daß der Baum an einem dürren Ort stände und sich darum auf das Wasser neige, weil er gerne trinken wollte. Er meine auch nicht anders, denn daß jener sich herunter neigende Ast des Baumes Schnabel wäre, welchen er nach dem Trunk ausstrecke. Die Schildbürger faßten kurzen Rath, gedachten ein

Werk der Barmherzigkeit zu thun, wenn sie ihm zu trinken gäben und legten deßhalb ein großes Seil oben an den Baum, stellten sich jenseit des Wassers und zogen den Baum mit Gewalt herab, damit er sich an dem Wasser erlaben könne. Als sie ihn fast ganz bei dem Wasser hatten, befahlen sie Einem, auf den Baum zu steigen und ihm den Schnabel vollends in das Wasser zu tunken. Indem nun derselbe hinauf steiget und den Ast hinunter in das Wasser tunket, so reißt das Seil und der Baum schnellt wieder über sich und schlägt mit einem harten Ast dem Manne den Kopf ab, welcher in das Wasser fiel, so daß ihn die Schildbürger nicht sahen; der Körper aber fiel vom Baum herab und hatte keinen Kopf mehr. — Darüber erschracken Alle gewaltig, besetzten auf der Stelle das Gericht und fragten um: Ob der Todte auch einen Kopf gehabt hätte, da er auf den Baum gestiegen sei? Aber es konnte solches Keiner von ihnen sagen. Der Bürgermeister sagte, er sei überzeugt, er hätte keinen gehabt, als er mit ihnen hinaus gegangen; denn er habe ihm drei oder vier Mal gerufen, aber nie eine Antwort von ihm gehört. Daraus er denn schließe: Habe er nichts gehört, so habe er auch keine Ohren gehabt; habe er keine Ohren gehabt, so habe er auch keinen Kopf gehabt; denn die Ohren müßten ja am Kopfe stehen. Doch wisse er es nicht so ganz eigentlich; darum wäre sein Rath, man sollte Jemand heim zu seinem Weibe schicken und sie fragen lassen: ob ihr Mann auch heute Morgens den Kopf gehabt hätte, als er aufgestanden und mit ihnen hinaus gegangen sei? Die Frau sagte: sie wisse es nicht; aber das sei ihr noch wohl bewußt, als sie verschienenen Samstag ihn gestriegelt, da habe er den Kopf noch gehabt; seitdem habe sie nicht Acht auf seinen Kopf gehabt. „Dort an jener Wand, sagte sie, hängt sein alter Hut: wenn der Kopf nicht darin steckt, so wird er ihn wohl mit sich hinaus genommen, oder ihn anderswo hingelegt haben, was ich nicht weiß.“ Also sahen sie un-

ter den Hut an der Wand; aber da war nichts; und noch heute weiß Niemand zu sagen, ob der Schildbürger den Kopf mit hinaus genommen habe oder nicht; Einige aber haben auch behaupten wollen, daß er niemals einen gehabt habe.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wie ein Schildbürger seines Pferdes schonte, aber dasselbe verlor, indem er begehrte, der Schildbürger Ehre zu erretten.

Ein Schildbürger, welcher ein Müller war, hatte gehört, daß man Niemand zu viel zumuthen und Keimem mehr, als er ertragen möge, aufladen solle. Deßhalb pflegte er allezeit, wenn er Mehl aus der Mühle zu führen hatte, auf sein Pferd sich zu setzen und den Mehlsack selbst auf den Rücken zu nehmen, damit er das arme Thier nicht zu viel beschwerte. Einst ritt der fromme Müller in dieser Weise über Land und hörte zwei Kukuke mit einander einen Wettgesang anstimmen. Der eine Kukuk, welcher auf einem Baume saß, der noch auf Schildaschem Gebiete stand, blieb gegen den andern, welcher auf fremdem Lande war, zurück; das hörte der Schildbürger und meinte, es sei doch nicht Recht, wenn er seinem Mitbürger in dem Wettstreite nicht beistände. Er stieg daher vom Pferde, warf seinen Sack hin und kletterte auf den Baum. Nun half er dem schildburgischen Kukuk wacker schreien und gab nicht eher nach, bis daß der fremde Kukuk sich überwunden gab und davon flog. Indessen war aber ein Wolf gekommen und hatte des frommen Mannes Pferd zerrissen. Der Müller mußte also, wie man sagt, auf Schusters Rappen nach Hause traben. Sobald er aber heimgekommen, erzählt er E. W., was er von wegen des gemeinen Nutzens für Ehre und Ruhm eingelegt habe, indem er ihrem Kukuk gegen den fremden Hülfe und Beistand geleistet.

Dagegen aber habe er einen kleinen Schaden erlitten; denn während er im größten Ernst und Treffen mit dem fremden Kukuk gewesen, habe ihm ein Wolf sein Roß gefressen. Solches wolle er ihnen also guter Meinung angezeigt haben: ob sie ihm zu einem andern Pferd behülflich sein wollten. Als der Bürgermeister und die Gemeinde ihres Mitbürgers Rede vernommen, haben sie unbillig geachtet, daß er, der so fleißig und ernstlich der ganzen Gemeinde Ehre und Namen bedacht hätte, darob Schaden leiden sollte; und beschlossen daher, daß ihm aus dem gemeinen Säckel ein anderes Roß gekauft und noch eine Verehrung dazu gegeben werden solle. Welches auch geschehen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Schildbürger verbergen ihre Glocke in den See.

Es brach aber in utopischen Landen ein Krieg aus und die Schildbürger fürchteten daher für Hab und Gut, daß es ihnen von den Feinden geraubt und weggeführt werden könne. Sonderlich aber sorgten sie um eine Glocke, welche auf ihrem Rathhaus hing; man möge sie wegnehmen, um Kanonen daraus zu gießen. Also wurden sie nach langem Rathschlagen eins, dieselbe bis zu Ende des Krieges in den See zu versenken und sie alsdann, wenn der Krieg vorüber wäre, wieder heraus zu ziehen und wieder aufzuhängen. Sie trugen daher die Glocke in ein Schiff und fuhren hinaus auf den See. — Als sie aber die Glocke hineingeworfen hatten, sagte Einer: „Wie wollen wir aber nachher den Ort wiederfinden, wo wir sie ausgeworfen haben.“ „Da lasse Dir, sprach der Bürgermeister, kein graues Haar darüber wachsen;“ trat hinzu und schnitt mit einem Messer einen Kerb in das Schiff, an dem Ort, da sie die Glocke hinausgeworfen, sprechend: „Hier bei diesem Schnitt wollen wir sie wieder finden.“ Alle bewunderten des Bürgermeisters

hohe Weisheit; als aber der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen, und fanden den Kerbschnitt an dem Schiffe wohl, aber die Glocke konnten sie nicht finden. Da waren sie nicht wenig verwundert und erschrocken und schlossen endlich, der Feind müsse sie doch wohl heimlich weggeholt haben und ein Fisch möge es ihm gesagt haben, daß hier die Glocke verborgen sei.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Eine merkliche Geschichte, so sich mit einem Krebs zu Schilda zugetragen.

Ein unschuldiger armer Krebs hat sich einstmals verirret, meinte in ein Loch zu kriechen und kam zu seinem Unglück gen Schilda. Als ihn nun Etliche gesehen hatten, daß er so viele Füße habe, hinter sich und vor sich gehen konnte, und was dergleichen Tugenden mehr ein ehrlicher, redlicher Krebs an sich hat, so erschracken sie über die Maßen, denn sie hatten noch nie ein solches Unthier gesehen. Sie zogen also eilig an der Sturmglocke und alle Schildbürger kamen zusammen gelaufen, betrachteten das Ungeheuer und hielten Rath: was es doch sein möchte? Niemand konnte es sagen, bis endlich der Bürgermeister sagte: es werde gewißlich ein Schneider sein, weil er zwei Scheeren bei sich habe. Solches zu erkunden, legten ihm die Schildbürger ein Stück Tuch vor, worauf der Krebs hin und her kroch; da schnitt ihm Einer mit der Scheere hinten nach, denn sie vermeinten nicht anders, denn der Krebs, als ein rechtgeschaffener Meisterschneider, entwerfe das Muster eines neuen Kleides, welches sie als eine neue Mode gar gern getragen hätten. Aber sie zerschnitten das Tuch also, daß es zu nichts mehr zu brauchen war. Als sie nun gesehen, daß der Krebs von der Schneiderei wenig oder nichts verstehe, da trat

Einer unter ihnen auf und sprach: Er habe einen sehr wohl erfahrnen Sohn, der sei in drei Tagen zwei Meilen Weges weit und breit gewandert, habe viel gesehen und erfahren; er zweifle nicht daran, er werde dergleichen Thiere mehr gesehen haben und wissen, was es sei. Also ward der Sohn gerufen; derselbe besah das Thier lange, hinten und vorn, und wußte nicht, wo er es angreifen sollte, oder wo es den Kopf habe. Denn da doch Männiglich der Nase nach zu gehen pflegt, die Nase aber am Kopfe sitzt, so war es augenscheinlich, daß der Krebs, der so gut rückwärts wie vorwärts lief, auch hinten wie vorn einen Kopf habe. Endlich aber sprach der weitgereiste Herr Sohn: „Nun habe ich doch meine Tage hin und her viel Wunders gesehen, aber deßgleichen ist mir nicht vorgekommen. Doch wenn ich sagen soll, was es für ein Thier sei, so spreche ich nach meinem hohen Verstande: wenn es nicht eine Taube ist, oder ein Storch, so ist es gewißlich ein Hirsch; unter diesen dreien muß es eins sein.“ — Die Schildbürger wußten jetzt eben so viel, als vorher; und als Einer den Krebs angreifen wollte, erwischte ihn dieser mit der Scheere dermaßen, daß der Schildbürger anfing kläglich um Hilfe zu rufen und zu schreien: „Es ist ein Mörder, ein Mörder!“ Als solches die Andern gesehen, hatten sie schon genug; besetzten daher alsbald, gleich, ohne Verzug, von Stunde an, auf der Stätte eilends allda, am selbigen Ort, auf dem Platz, da der Schildbürger gebissen worden war, das Gericht und ließen ein Urtheil über den Krebs ergehen; das lautete ungefähr solchermaßen: Sintemal Niemand wisse, was dieses für ein Thier sei und aber sich es befinde, dieweil es sie betrogen, indem es sich für einen Scheider ausgegeben und doch nicht sei, daß es ein leutebetrügendes und schädliches Thier sei, ja ein Mörder: so erkennen sie, daß es solle gerichtet und als ein Leutebetrüger und Mörder mit dem Wasser vom Leben zum Tode gefördert werden. — Solches

Urtheil zu vollstrecken, ward Einem unter ihnen Auftrag gegeben. Derselbe nahm den Krebs auf ein Bret, trug ihn dem Wasser zu und die ganze Gemeinde begleitete ihn. Da ward der Krebs im Beisein und Zusehen sämmtlicher Schildbürger ins Wasser versenket. Als aber der Krebs in das Wasser gekommen, zappelte er und kroch hinter sich. Solches ersahen die Schildbürger, und Etliche, welche zartfühlenden Herzens waren, huben an zu weinen und sprachen: „Ei sehet, das möge sich Jeder zu Herzen nehmen und ein rechtschaffen Leben führen; sehet, wie thut der Tod so weh!“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger dem Kaiser Volk zuschicken und wie es ihrer Soldaten einem erging.

Das Geschrei von dem Kriege, um dessen willen die Schildbürger ihre Glocke in den tiefen See versenkten, war nicht so gar nichtig, daß sie nicht auch darunter zu leiden gehabt hätten; denn innerhalb weniger Tage kam Befehl an sie, etliche Knechte zur Besatzung in die Hauptstadt zu schicken; welches sie auch gethan. Es wäre viel zu weitläufig zu berichten, was Wunder und Heldenthaten alles unsere Schildbürger in diesem Kriege verrichtet. Von einem Dutzend, so ausgezogen waren, kehrten nur zwölf in die Heimath zurück, die Andern alle waren auf dem Bette der Ehre geblieben; diese zwölf jedoch waren wohl auch gefallen, aber auch wieder aufgestanden. Vornehmlich hatte sich Einer durch ritterliche Thaten hervorgethan. Derselbe machte mit noch einigen andern Helden einmal einen gewaltigen Streifzug gegen die Hühner und Gänse in Feindes Land, welche gerechtermaßen auch als Feinde zu betrachten waren, und hatte ihnen Allen den Tod geschworen. Nun hatte der gemeldete Schildbürger kurz zuvor ein Panzerstück, einer Hand breit, gefunden und es dem Schneider gegeben, der ihm seine schildbürgische Nationaluniform verfertigen sollte, mit dem Bedeuten, er solle es ihm gerade vor das Herz in das Kleid nähen, damit es ihn vor den feindlichen Stößen schirme. Als nun dieser Schildbürger jenen Streifzug machte und eben ein stattliches Huhn verfolgte, welches vor seinem Heldenmuthe die Flucht ergriffen hatte, siehe da liefen die Bauern mit Spießen und Dreschflegeln herbei und einer derselben kam ihm so nah, daß er, als der Schildbürger seinem Feinde nach (denn es ist nur Verläumdung, wenn Einige vermeinen, er sei vor den Bauern gelaufen; vielmehr war er

in hitziger Verfolgung des feindlichen Huhnes begriffen) über einen Zaun sprang und hängen blieb, ihm genau nach der Mitte des Leibes hinterlistig mit dem Spieße stach. Aber, o Wunder, der Spieß sprang ab und dem Schildbürger wurde durch den Stoß nur vollends über den Zaun geholfen. Unser Held aber, der Meinung, er habe eine tödtliche Wunde im Kampfe fürs Vaterland davongetragen, lief eilend der Stadt zu, um sich verbinden zu lassen, so daß ihn der Bauern keiner einzuholen vermochte. Der Held aber untersuchte sich und fand sich unverwundet; er besah auch das Kleidungsstück, da, wo ihn des Bauern Stich getroffen, und fand am rechten Fleck unter dem Futter das Panzerstück. Da rief er frohgemuth: „Ei, nun lohne Gott dem klugen Schneider, der mir dieß Kleid gemacht: wie hat er so wohl gewußt, besser als ich selber, wo ein braver Schildbürger das Herz trägt!“

Achtunddreißigstes Kapitel.

Von einem Reiter zu Schilda.

Als die Schildbürger in den Krieg zogen, da setzten sich auch Einige zu Pferde, auf wirkliche Pferde mit vier Beinen, nicht auf die Steckenpferde, auf denen sie dem Kaiser entgegen geritten waren, denn sie meinten, im Kriege sei es besser, wenn man sechs Beine im Nothfalle zu Diensten hätte, als wenn Roß und Reiter zusammen mit zweien sich begnügen müßten. Wie sie nun so ritten, war Einer unter ihnen, der stieg ab, sobald die Uebrigen abstiegen, wartete aber jedesmal bis zuletzt, wenn die Andern sich wieder aufsetzten. Als ihn nun Einer, dem es aufgefallen war, fragte, warum er solches thue, antwortete er: er habe ein gar zartes Gewissen und wolle Keinen um das Seine bringen; damit es ihm nun nicht etwa begegne, daß er sich unversehens auf eines Andern Pferd setze, so warte er allemal,

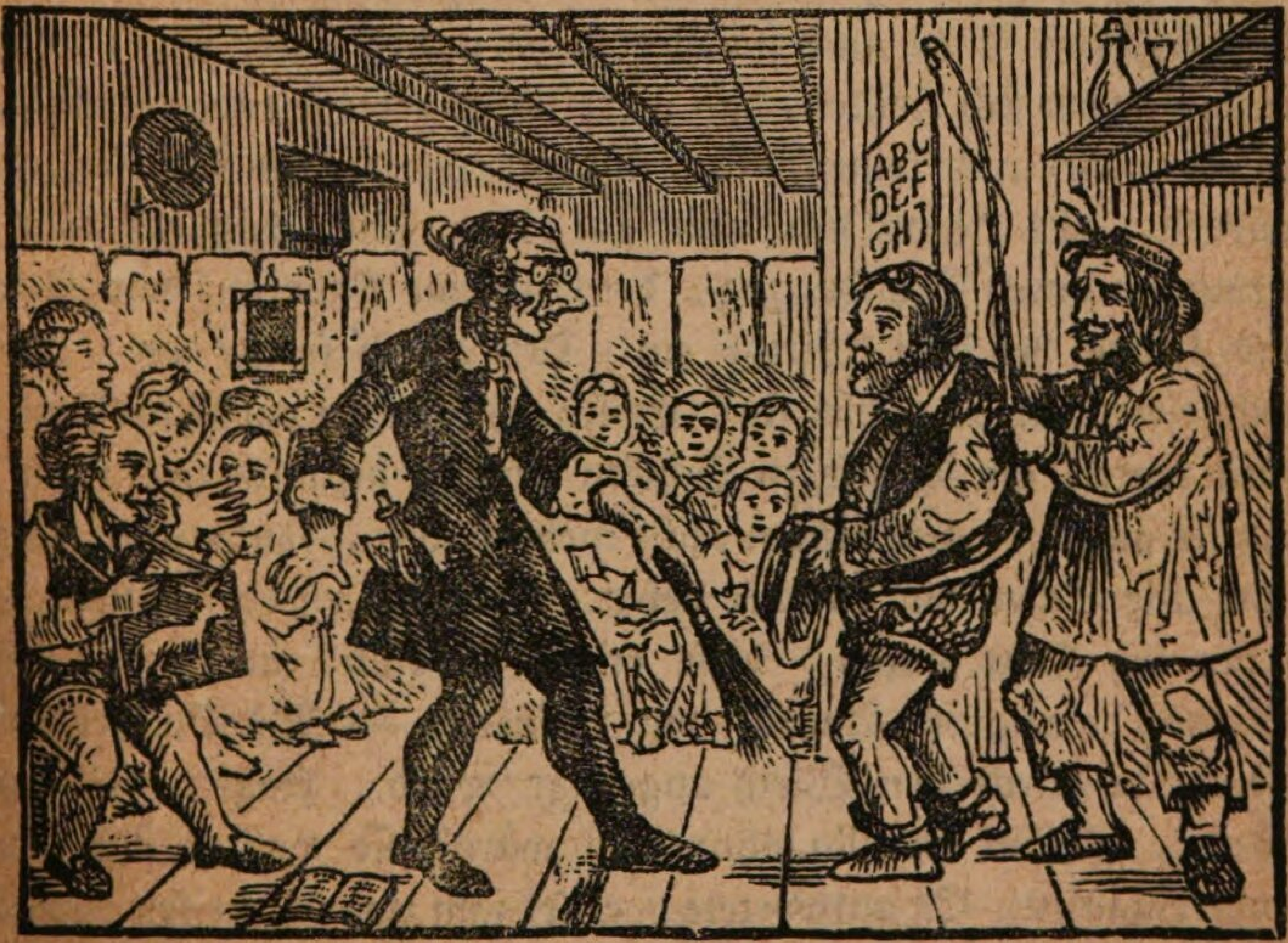
bis die Andern alle aufgestiegen wären; das Pferd, welches zuletzt übrig bleibe, sei dann sicher das seine. — Später kam die Schaar der ritterlichen Schildbürger durch ein Dorf, und sie mußten sich wohl gar stattlich ausnehmen, denn die ganze Schuljugend lief hinter ihnen drein, schrie und warf mit Steinen von hinten nach den Pferden, daß diese gar lustige Sprünge machten. Die Schildbürger merkten aber nicht, was die Buben thaten, denn sie pflegten die Augen vorn über der Nase und nicht hinten am Rücken zu tragen, und meinten ihre Pferde stäche der Hafer; hätten sonst wohl eine gräuliche Schlacht gegen die frevlen Burschen geliefert. Unversehens aber traf ein Stein jenen Schildbürger, dessen Gewissenhaftigkeit so groß war, hinten an den Kopf. Alsbald sprang er vom Roße und bat einen Andern, der neben ihm ritt und ein längerer Mann als er war, er möge sein Pferd mit dem seinen vertauschen. Warum? fragte der Andere. „Ei, sieh, sagte Jener, es ist ein muthwilliges Thier, und schlug so eben hinten aus, daß es mich hart an den Kopf getroffen hat. Du bist größer als ich, bis zu Dir wird es nicht hinaufreichen.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Wie ein Schildbürger seinen Sohn in die Schule führte und was sich daselbst verlief.

Demnach man aber die Jugend keineswegs versäumen, sondern zeitig, als einen jungen Baum, biegen und lehren soll: also wollte ein namhafter Schildbürger auch seinen Sohn seine Jugend wohl anlegen lassen. Deßhalb nahm er ihn mit sich, führte ihn bei der Hand in eine Stadt, wo eine berühmte Schule war, und brachte ihn vor den Schulmeister. Der fragte ihn unter Anderm: ob er noch nichts könne? „Nein,“ sagte

der Vater. „Wie alt ist er?“ fragte der Schulmeister. „Er ist erst 30 Jahre alt,“ sagte der Vater. „Ist er so alt, sagte der Schulmeister, und hat noch nichts gelernt?“ — „Weiß der Knüttel, sagte der Vater, was sollte Einer in dreißig Jahren lernen? Ich bin nun fünfundsechzig Jahre und Einen Tag alt und habe immer noch nichts gelernt!“ Sie traten indeß in die Schulstube, wo der Schulmeister eben einen Jungen wacker gestrichen hatte; denn er sagte, es stehe im Homeros: „Wer nicht geschlagen wird, der wird auch nicht erzogen!“ Darum hatte der Schulmeister eine gar neue und bequeme Erziehungsweise eingeführt und schlug brav mit seiner Ruthe unter die Jungen, so wurden sie auch brav erzogen. Der Schulmeister hatte eben noch die Zuchtruthe in der Hand; da sagte der alte Schildbürger zu ihm: „Herr, Ihr müßt es kurz machen, denn ich habe nicht lange Zeit. Viel braucht mein Junge eben nicht zu lernen,



wenn er nur etwa so viel weiß wie Ihr, so reicht es schon aus. Ich gehe jetzt zur Schmiede und lasse meinem Pferde ein Eisen anschlagen, wenn ich dann wiederkomme, so wird der Junge wohl fertig sein und Ihr sollt ein gutes Stück Geld haben, daß Ihr einen Krug Bier dafür trinken könnet!" — „Ei, rief der Schulmeister, das gehet nicht so schnell. Wenn ich ihn auch die ganze Zeit über nach Leibeskräften bearbeitete, so würde er bis dahin doch noch nicht fertig sein." Da nahm der Vater sein Söhnlein bei der Hand und führte es wieder zur Mutter heim.

Vierzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger einen Maushund und hiemit ihr endliches Verderben kaufen.

Nun hatten die zu Schilda keine Katzen, wohl aber so viele Mäuse, daß ihnen auch im Brodkorbe nichts sicher war: was sie nur neben sich stellten, das ward ihnen gefressen oder zernagt. Sie konnten auch keinen Rath finden, wie sie der Mäuse ledig würden. Es begab sich aber auf einige Zeit, daß ein Wandersmann durch Schilda zog, der trug eine Katze auf dem Arm und kehrte bei dem Wirthe ein. Der Wirth fragte ihn: was doch dieses für ein Thier sei? Er sprach: es sei ein Maushund. Nun waren die Mäuse zu Schilda dort so heimisch und zahm, daß sie auch vor den Leuten nicht mehr flohen, sondern bei Tag ohne alle Scheu hin und her liefen. Darum ließ der Wandersmann die Katze laufen, diese erlegte alsbald, in Beisein des Wirths, eine große Anzahl von Mäusen. — Als Solches der Gemeinde durch den Wirth angezeigt ward, fragten sie den Mann; ob ihm der Maushund feil wäre? sie wollten ihm den wohl bezahlen. Er antwortete: er sei ihm zwar nicht feil; weil sie aber seiner so bedürftig wären, so wolle er ihnen dieselben ab-

lassen, wenn sie ihm, was recht sei, dafür geben wollten. Er forderte aber hundert Gulden. Die Schildbürger waren froh, daß er nicht mehr gefordert hätte, wurden mit ihm des Kaufs eins und zahlten das Geld aus dem Gemeindesäckel. Also ward der Kauf gemacht und der Fremde trug ihnen den Maushund in das Rathhaus, wo sie ihr Getreide liegen hatten und wo auch die meisten Mäuse waren. Der Wanderer zog eilends mit dem Geld hinweg, fürchtete sich, daß Jene nicht etwa der Kauf gereue und sie ihm das Geld wieder nehmen möchten und im Gehen sah er oft hinter sich, ob ihm nicht Jemand nacheile. Nun hatten die Schildbürger vergessen zu fragen, was der Maushund esse: darum schickten sie dem Wandersmann in Eile Einen nach, der ihn deßhalb fragen sollte. Als jener aber sah, daß ihm Jemand nacheilte, lief er desto schneller; so, daß der Abgesandte ihn nicht ereilen konnte. Dieser schrie ihm daher von ferne zu: „Was ißt er? was ißt er?" Jener antwortete: „Was man ihm beut! was man ihm beut!" Der Schildbürger hatte verstanden: Vieh und Leut, Vieh und Leut; und kehrte daher eilig in großem Schrecken heim und zeigte solches seinen gnädigen Herren an. Diese erschracken darob sehr und sprachen: „Wehe, wenn der Maushund keine Mäuse mehr zu fressen hat, so wird er unser Vieh fressen und zuletzt uns selbst, ob wir ihn schon mit unserm guten Gelde gekauf haben." Sie hielten daher einen Rath, die Katze zu tödten; aber Keiner wollte sie angreifen: darum wurden sie Raths, sie in dem Rathhause mit Feuer zu verbrennen: denn es wäre besser einen geringeren Schaden zu tragen, als daß sie Alle um Leib und Leben kämen. Also zündeten sie das Rathhaus an. Da aber die Katze das Feuer merkte, sprang sie zu einem Fenster aus, kam davon und floh in ein anderes Haus; das Rathhaus aber brannte bis auf den Boden nieder. Niemand war je mehr in Aengsten, als die Schildbürger, die den Maushund nicht los

werden konnten. Sie hielten daher ferner Rath, kauften das Haus, in welchem die Katze war, an sich und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf das Dach, saß da eine Weile und strich sich, wie ihre Gewohnheit war, mit der Pfote über den Kopf. Das verstunden die Bauern, als wenn die Katze eine Hand aufhübe und einen fürchterlichen Eid schwöre, daß sie Solches nicht wollte ungerochen lassen. Da wollte Einer, der ein rechter Held war und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, mit einem langen Spieß nach der Katze stechen, sie aber sprang auf den Spieß und kam an ihm herabgelaufen. Den Helden und die ganze Gemeinde ergriff ein entsetzlicher Schrecken, so daß sie davonliefen und das Feuer brennen ließen. Weil aber dem Feuer Niemand wehrte, noch Jemand zum Löschen herbei kam, so brannte die ganze Stadt nieder und kam gleichwohl die Katze davon: die Schildbürger aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damalen verbrannte auch ihre Kanzlei: also, daß von ihren Geschichten nichts Ordentliches mehr verzeichnet zu finden ist.

Einundvierzigstes Kapitel.

Wie die Schildbürger rathschlugen, andere Wohnungen zu suchen und alle hinweg zogen.

Die Schildbürger waren voller Angst und wußten nicht, was nun zu thun sei. Ihre Häuser waren verbrannt, Hab und Gut verloren. Neu sich anzubauen wagten sie nicht, denn der fürchterliche blutdürstige Maushund hatte einen theuern Eid geschworen, sich zu rächen, würde also sicher wieder gekommen sein und sie, die nur mit Mühe dem Tode entronnen waren, noch Alle umgebracht haben. So fanden sie denn keinen bessern Rath, als daß sie eine andere Heimath und andere

Wohnungen suchten, wo sie vor dem Maushunde geborgen und sicher wohnen möchten. Traurend saßen sie noch eine Weile beisammen und thaten den letzten Trunk auf Gemeindekosten, bis Säckel und Flaschen leer waren. Da erhob sich Jammern und Wehklagen und Manchem brachen die Beine, daß er weder gehen noch stehen konnte. Der Bürgermeister saß aber da auf einem Stein, und hatte keinen Trunk gethan, und weinte über Schilda. Was er dachte, weiß Niemand zu sagen, auch nicht ob er

wieder aufgestanden ist. Die Andern alle aber verließen ihr Vaterland und zogen von einander, der Eine hierhin mit Weib und Kind, der Andere dahin, ließen sich an vielen Orten nieder und breiteten ihre Zucht weit und breit aus. — Ihre Kinder und Kindeskinder findet man seitdem in aller Herren Länder. Nicht anders sind sie verbreitet, als wie die Juden, aber mit dem Unter-

schiede, daß sie nicht wie diese verachtet und geplagt, noch in bürgerlichen Rechten beschränkt werden; sondern sie werden hoch und theuer gehalten, sind die Beliebtesten allerwärts und gelangen zu Aemtern und Ehren. Nicht nur aber ihr Geschlecht, sondern mehr noch ihre Art und Weise hat sich ausgebreitet über alle Lande. Man möchte sich oft wundern, wo doch herkomme alle die Narrheit und Thorheit, welche aller Orten getrieben wird, wüßte man nicht, daß sie die Schildbürger mitgebracht und ausgebreitet haben.

Aus dem Allen aber mag man sehen und lernen, welch ein gefährlich Ding es ist um Narrheit und Thorheit; wie sobald Einer, so sich ihrer annimmt, darüber zum Schildbürger werde und sich nicht anders damit besudle, als wenn er Koth angerührt hätte. Männiglich möge Solches zur Warnung dienen, damit er sich, als vor einem lachenden Gift davor zu hüten wisse.

Wen Gott hat weis' und klug gemacht,
Der sei zu bleiben es bedacht.
Wer selber sich zum Narren macht,
Der wird, wie billig, ausgelacht.
Wart', bis das Alter kommt heran.
Du wirst genug noch thöricht dann.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

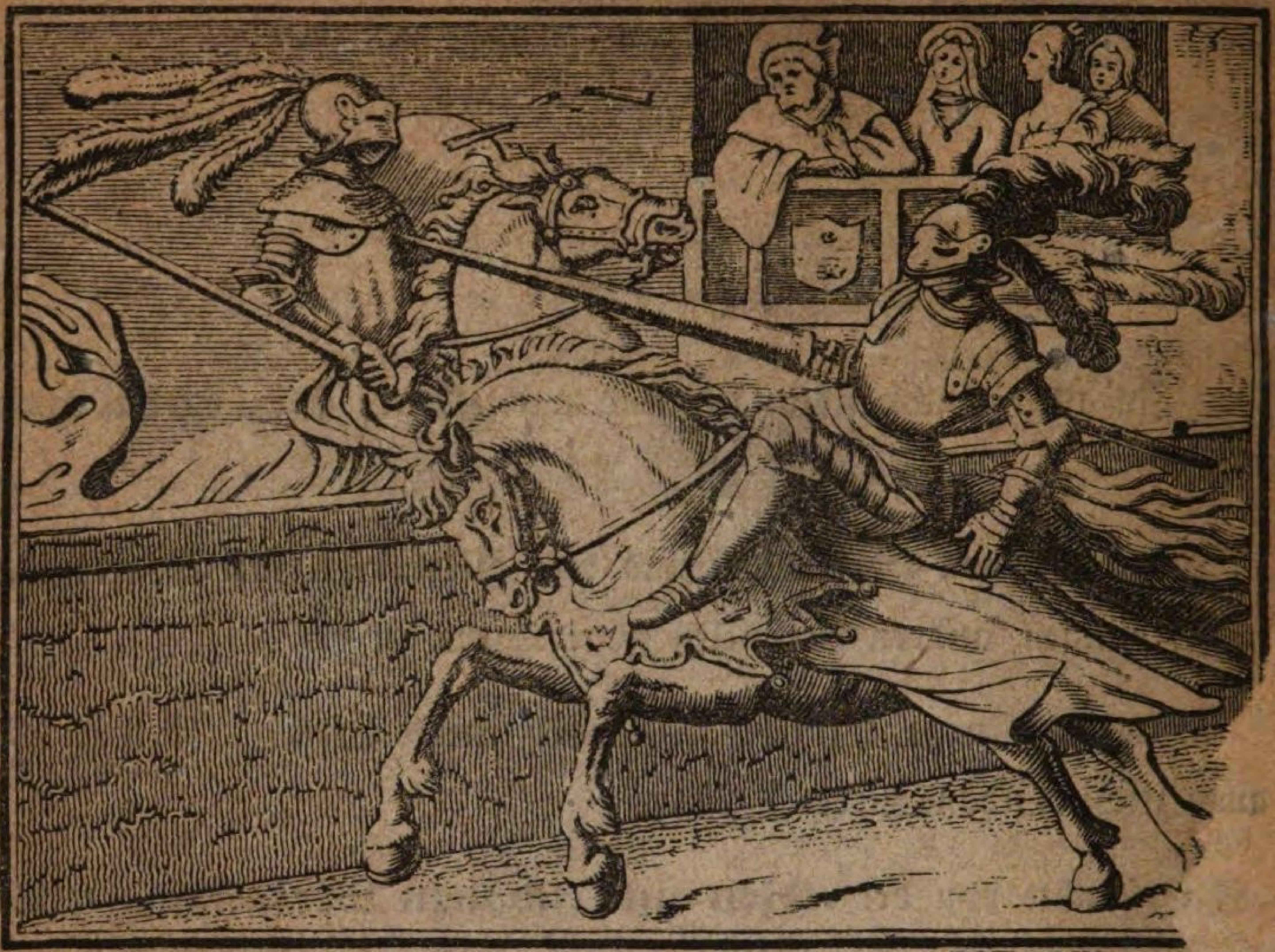
Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina,** welche ein Meerwunder und des Königes Helmas Tochter war. 2 Gr.

Geschichte von der schönen **Magelona** und dem Ritter **Peter** mit den silbernen Schlüsseln. 2 Gr.

Geschichte vom **Kaiser Octavianus,** welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wiedergefunden hat. 2 Gr.



RITSCHL sc.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird für

2 Groschen

verkauft.

Außer den umstehend angezeigten erscheinen noch folgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernst**, **Riesengeschichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **sieben weisen Meister**, **Dr. Faust**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, — **Fierrabras**, **Tristan und Isalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Märchen**, **Fabeln** u. s. w.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

L. Metzger
Buchbinderei
Karmeliterstr 4

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marbach, Gotthard Oswald, 1810-1890

Der Schildbürger wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten

Leipzig 1838

P.o.germ. 1528 c-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122170-6